

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

FRIEDRICH ENGELS

Vom Barmer Pietisten
zum Dogmatiker der Revolution **188**

KIRCHENREFORM

„Wohin sollen wir gehen?“ –
Kirche am Scheideweg **193**

ZIVILGESELLSCHAFT

United4Rescue:
Aus einem evangelischen Impuls wird ein Bündnis **196**

PFARRBERUF

Wüрд' ich es wieder tun? **199**

ZWISCHENRUF

EKD und EKHN auf gutem Grund? **207**

EMERITIKREIS MAINZ

50 Jahre Stabilität und Veränderung **210**

LEBEN MIT CORONA

Das letzte Wort – eine Ermutigung **215**

Liebe Leserin, lieber Leser,

es gibt Hoffnungstexte, die lassen mich nach erstem Rausch mit einem Kater zurück. Zum Beispiel 1. Thessalonicher 5, 1-11, den wir am drittletzten Sonntag des Kirchenjahres wieder auslegen dürfen: Mich triggern die *Hoffnung auf (das) Heil (5,8)* und der eloquente Einstieg: *Von den Zeiten aber und Stunden, Brüder und Schwestern, ist es nicht nötig, euch zu schreiben... (5,1)*.

Ist das nicht aktuell? Wissen wir nicht selbst, dass wir noch nicht davon gekommen sind, dem Virus noch nicht entronnen, erst recht aber nicht den Dürren und Überflutungen, der steigenden Migration und vermutlich den Kriegen? Nicht nur das Flüchtlingslager Moria auf Lesbos ist unbewohnbar geworden: Unbewohnbarkeit droht durch den Klimawandel laut Studien zahlreichen Gebieten in der Sahelzone, in Angola oder Madagaskar, im Nahen Osten von Syrien bis Pakistan

– ganz zu schweigen von den noch bewohnten Inseln des Pazifischen Ozeans. Das sind düstere und durchaus nicht gewaltfreie Aussichten für Gottes Erde. Was wird geschehen, wenn abertausende Menschen die Heimat verlieren – und die stabileren Staaten, keine Aufnahmebereitschaft zeigen?

Der Text weiß um Kriege und Gewalt in dieser Welt und spiegelt sie nahezu eins zu eins wieder: Ich erschrecke über die militaristischen Bilder des *Panzers des Glaubens und der Liebe* und bezweifle wahrlich, ob ich je einen *Hoffnungshelm* tragen möchte. Was für Vergleiche, die alle auf der falschen Seite *dem Zorn* anheimgeben – Gottes Zorn? Und vielleicht am erschreckendsten das verquere Negativbild der Wehen, denen eine Schwangere nicht entfliehen kann: Ist nicht immer noch denkbar, dass eine werdende Mutter trotz Schmerzen froher

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser*innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor*innen wieder, nicht unbedingt die der Pfarrvereine oder der Schriftleitung. Namentliche Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autor*innen. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen können die Herausgebenden keine Gewährleistung oder Haftung übernehmen. Sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen im Rahmen der Verhältnismäßigkeit des Aufwands überprüft. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrervereinen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Martin Franke, Paulusplatz 1, 64276 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 405-299. E-Mail: schriftleitung-pfarrverein@ekhn.de

Redaktionsbeirat: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de;

Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 6 01 19 83, Fax 3075-29-281;

Pfr. Dierk Glitzenhahn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92;

Pfr. Mathias Moos, Kirchplatz 1, 56357 Marienfels, E-Mail: kirchengemeinde.marienfels@ekhn.de

Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Bettina von Haugwitz, Alte Dorfstrasse 34, 63594 Hasselroth, Bettina.vonhaugwitz@ekkw.de, Tel. (0178) 6245380

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Werner-Heisenberg-Straße 7, 34123 Kassel. Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
23. 10. 2020 und für HPB 1-2021 der 21. 12. 2020



Hoffnung und Geburt auch eine Freude sein kann?

Das sind auf einen Endkampf zu steuernde apokalyptische Bilder, wie Soldaten, die sich Mut ansingen mussten, wenn sie in die (Todes-)Schlacht gingen. Das sind Bilder einer Gemeinde die Unterdrückung kennt und Gewalt zumindest im Umfeld wahrnimmt.¹ Das sind Bilder die am Ende eine überschießende Hoffnung auf *Seligkeit* und Christusgemeinschaft beinhalten – aber eben nicht jetzt: Bilder für ein Jenseits – ohne Hoffnung für das Hier. Es sind Bilder, die Solidarität preisgeben und sich von denen *in der Finsternis* abgrenzen: Damit ist gewiss der Kaiserkult auf den Statuen, Münzen und Inschriften Thessalonikis gemeint, wie das zitierte römische Propaganda-Wort *Friede und Sicherheit* (5,3) zeigt (s.a. 4, 10-12). Damit werden aber auch diejenigen preisgegeben, die unter dem römischen Unterdrückungsfrieden zu leiden haben: jüdische Gemeinden, vielleicht schon nach nach dem Jahre 70 (vgl. 2, 14ff., eine Anklageschrift, die staatliche Verfolgung von jüdischen Gemeinden zumindest in Kauf nimmt). Nebenfrage: Wer nahm damals die Geflohenen auf?

Vielleicht brauchen wir solche Hoffnungsbilder, wenn wir in äußerster Bedrängnis sind: Als Kind und Jugendlicher habe ich bei jährlichen Besuchen die drückende Stille auf den Straßen der DDR, die bewusst lähmend lang gezogenen Kontrollen an der deutsch-deutschen Grenze, das Einschreiben ins Hausbuch und den nächsten Tag zur Anmeldung auf der Polizeiwache erlebt. Da kann schon Wut aufkommen, vor allem wenn man das andere kennt.

Aber es war auch das Nicht-Loslassen der tausend Beziehungen und Solidaritäten,

¹ Nicht zuletzt deswegen ist dieser 1.Thessalonicher-Text wohl kaum paulinisch, wie auch ich noch gelernt habe: vgl. dazu Marlene Crüsemann: „Die pseudepigraphen Briefe an die Gemeinde in Thessaloniki“, Stuttgart 2010.

die schließlich die Mauer überwand. So befrage ich lieber die Hoffnungen für das Jetzt: Was könnte uns hier noch alles blühen? Ein ökumenisches Weihnachten auf unseren Straßen und Plätzen? Eine kollektive Energiesparinitiative, in der ich lerne, was ich alles nicht mehr brauche an kurzfristiger Mobilität, technischem Schnickschnack und überflüssigen Dingen um mich herum? Noch mehr Städte, die bereit sind, Flüchtlinge aufzunehmen, und ein Bundesinnenminister und eine Präsidentin der Europäischen Kommission, die sie auch lassen? Ein Rettungsschiff, das nicht mehr unter fadenscheiniger Begründung im Hafen von Palermo festgesetzt wird, wie gerade die *Sea Watch 4*?

Ab Seite 196 beschreibt Joachim Lenz, wie aus einem evangelischen Impuls ein Bündnis für Seenotrettung wurde – und auch jetzt noch vieles bewegen kann. Es ist eine Stärke von Oliver Albrechts Andacht (S. 215), dass sie trotz Corona („Ja, es bleibt zum Heulen.“) auch das letzte Wort dazu noch im Diesseits sieht.

Auch unsere gemeinsame Hoffnung auf eine gelingende Reform der Kirche befrage ich, wie sie in diesem Heft Michael Heymel (S. 193) und Eberhard Pausch (S. 207) diskutieren. Und nicht zuletzt die Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben aller, wie sie die ökonomischen Analysen von Marx und Engels durchziehen – und an die Eberhard Pausch ab S. 188 erinnert.

Wenn drüben kein Endkampf droht, wird hier vielleicht Solidarität möglich – und das gemeinsame mühsame Ringen um Wege und Reformen Schritt für Schritt. Auch Friedrich Engels hat das anscheinend geahnt, als er am Ende seines Lebens der damaligen SPD „nur unter der Form der demokratischen Republik“ (statt einer Revolution) eine Chance einräumte. Ihnen wünsche ich viel Hoffnung bei der Lektüre dieses Heftes.

Ihr Martin Franke



Vom Barmer Pietisten zum Dogmatiker der Revolution

von Dr. Eberhard Martin Pausch

Vor zwei Jahren erinnerte der Studienleiter an der Evangelischen Akademie Frankfurt am Main, Dr. Eberhard Martin Pausch, mit zwei Artikeln an den Revolutionär Karl Marx. („... es kömmt drauf an, sie zu verändern...“: Die 11. These von Karl Marx über Feuerbach als Anstoß zur Weltveränderung, in HPB 4/2018, S.123ff. sowie Unsägliche Ambivalenzen: Karl Marx über Religion, Luther und Judentum, in HPB 5/2018, S. 147 ff.) Diesmal widmet er sich dem vor 200 Jahren geborenen Friedrich Engels, ohne den Marx' Schriften uns vermutlich nicht so gut erschlossen vorlägen.

„Nun ist Religion nichts andres als die fantastische Widerspiegelung, in den Köpfen der Menschen, derjenigen äußeren Mächte, die ihr alltägliches Dasein beherrschen, eine Widerspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen.“¹

Der heutige Wuppertaler Stadtteil Barmen ist für die deutsche Geschichte nicht erst seit der „Barmer Theologischen Erklärung“ aus dem Jahr 1934 von Bedeutung. In Barmen wuchs im frühen 19. Jahrhundert der Unternehmersohn und spätere Revolutionär Friedrich Engels (1820–1895) auf, das „Alter Ego“ des großen Revolutionärs Karl Marx (1818–1883).

Der Vater von Friedrich Engels war ein erfolgreicher, aber auch sozial engagierter Industrieller und Unternehmer, der von Barmen aus seine Baumwollindustriefäden bis nach Manchester spann. Friedrich ging bereits als Gymnasiast „[...] in seiner Heimatstadt Barmen täglich an Fabriken vorbei, wo die Arbeiter in den niederen, von keinen Gewerbeinspektoren

kontrollierten Räumen, mehr Kohlen- und Staub einatmen als Sauerstoff – unter ihnen sechsjährige Kinder. Und ihm und anderen kommt die Idee, die in solchen Zeiten den Leuten wohl kommen musste: Der Kern aller Geschichte ist Wirtschaftsgeschichte.“² Das war in der Tat der lebensgeschichtliche Ausgangspunkt für das Wirken des Mannes, der zeitlebens im Schatten seines großen Freundes Marx stand, den er bewunderte und in dessen Dienst er sich stellte. *It's the economy, stupid!* – and not at all the religion!

Jenseits der Religion

Kaum jemand weiß heute noch, dass Friedrich Engels von Hause aus in einer ausgesprochen engen Frömmigkeit aufwuchs. Sein Elternhaus war durch und durch pietistisch geprägt, und der junge Engels war noch lange Zeit ernstlich auf der Suche nach Gott, bevor er sich der Ökonomie und der Revolution verschrieb.³ Vom Pietismus aus wandte Engels sich zu Beginn seines Studiums Friedrich Schleiermachers aufgeklärter „Herzensreligion“ zu: „[...] ich fühle es, ich werde nicht verlorengelassen, ich werde zu Gott kommen, zu dem sich mein ganzes Herz sehnt.“⁴

Bei Schleiermacher blieb er nicht lange stehen, sondern gelangte von ihm aus zum philosophisch nahe gelegenen Pantheismus – und wurde schließlich zum Atheisten. Er war ein überzeugter, kämpferischer Atheist, weitaus kritischer gegenüber der Religion und insbesondere dem Christentum eingestellt als Marx. Während dieser der Religion immerhin den ambivalenten Dreiklang von „Ausdruck des Elends“,

2 Golo Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1992, S.142.

3 Helmut Hirsch: Engels, Reinbek bei Hamburg 1982, S.23-26; vgl. auch Günter Brakelmann: „Engels“, in: RGG 4. Aufl., Bd. 2 (1999), Sp. 1291f.

4 Helmut Hirsch: Engels, a.a.O., S. 26.

1 Friedrich Engels: Im Widerspruch denken – Ansichten eines smarten Revolutionärs, hg. von Bruno Kern, Wiesbaden 2020, S.108.



„Protestation gegen das Elend“ und „Opium des Volkes“ zuordnete⁵, konnte Engels in ihr schließlich „nichts anderes als“ eine *fantastische Widerspiegelung äußerer Mächte* sehen, in welcher die irdischen Mächte die Form von überirdischen annahmen. Jene irdischen Mächte seien am Anfang Naturmächte, später aber gesellschaftliche, genauer gesagt, ökonomische Mächte gewesen.

Deren Analyse sollte Engels sich sein Leben lang widmen, während er die Religion ganz hinter sich ließ. Ein rhetorisches Glanzstück seiner Argumentation war dabei seine Rekonstruktion des deutschen Bauernkrieges 1524/25, in welcher er erstmals umfassend die Rolle des Theologen Thomas Müntzer (1490–1525) als eines Sozialrevolutionärs würdigte, der seinem „bürgerlichen“ Gegenspieler Martin Luther (1483–1546) möglicherweise theologisch ebenbürtig war, als (gescheiterter) Revolutionär seiner Zeit aber jedenfalls weit voraus.⁶

Jenseits von Hegel und Schelling

Als im Jahr 1842 der vom reaktionären preußischen König Friedrich Wilhelm IV. an die Berliner Universität berufene idealistische Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) seine Antrittsvorlesung hielt, erwartete ihn ein breites und gespanntes Publikum. Zu seinen Hörern gehörten so unterschiedliche Personen wie Sören Kierkegaard (1813–1855), der „erste Existenzialist“, Wladimir Bakunin (1814–1876), der „erste Anarchist“, und Friedrich Engels, den man wohl zu Recht als den „ersten Marxisten“ bezeichnen darf.⁷ Freilich, keiner dieser drei wurde jemals zum

Schelling-Schüler. Etwas mehr schon blieben sie alle drei Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) verhaftet, dessen „Drachensaat“ eben jener Schelling nach dem Willen des preußischen Königs „ausrotten“⁸ sollte – Kierkegaard zwar eher im Widerspruch zum Hegelschen Universalismus, aber in Treue zu dessen paradoxen Rede- und Denkfiguren, Bakunin und Engels dagegen in Anknüpfung an Hegels dialektisches Denken, das sie auf ihre anarchistischen bzw. materialistischen Beine stellen wollten. Schellings spekulativem Idealismus ist jedenfalls keiner der drei gefolgt. Überhaupt dünnte sein Publikum je länger desto mehr aus.⁹

Engels sah sich zwar als Hegel-Schüler, aber wie Marx meinte er, ihn „vom Kopf auf die Füße stellen“ zu können, indem er dessen dialektische Methode des Dreischritts von *These, Antithese und Synthese* übernahm und sie in einen materialistischen Rahmen einspannte. Dieser materialistische Rahmen mitsamt seiner ökonomischen Füllung und revolutionären Dynamik verband ihn als Freund, Mitstreiter, Mäzen und „Sidekick“ mit Marx, der Liaison seines Lebens.

Die Liaison seines Lebens

Auch wenn er seine irisch-proletarische Freundin Mary Burns (1821–1863) und deren Schwester Lizzie (1827–1878) liebte und mit beiden zeitweise in einer Dreierbeziehung zusammenlebte, war die

Friedrich Engels: Der Mann, der den Marxismus erfand, Berlin 2. Aufl. 2017.

8 Die Sorge des reaktionären Herrschers galt in der „Vormärz“-Epoche wohl vor allem den sogenannten „Links-Hegelianern“, weniger dem rechten Flügel der Hegel-Anhänger, die überwiegend ganz und gar preußisch-staatstreu auftraten.

9 Der enttäuschte Kierkegaard notierte im Februar 1842: „Schelling schwätzt ganz unerträglich [...] Seine ganze Lehre über Potenzen verrät die äußerste Impotenz [...]“. Weil Schelling seine Vorlesungen überdies über die übliche Zeit hinaus ausdehnte, war Kierkegaard so sehr empört, dass er beschloss, im Gegenzug die Vorlesungen vorzeitig zu verlassen. Zitat nach: Peter P. Rohde: Kierkegaard, Hamburg 1979, S.74.

5 Zur Rekonstruktion dieses spannungsvollen Dreiklangs vgl. Eberhard Martin Pausch: Unsägliche Ambivalenzen: Karl Marx über Religion, Luther und Judentum, in: HPB 5 (2018), 147-149.

6 Friedrich Engels: Der deutsche Bauernkrieg [1850], Berlin 1947.

7 Karl Marx selbst bekannte von sich, er jedenfalls wisse, dass er „kein Marxist“ sei. Der Mensch, der den Marxismus erfand, war Friedrich Engels. So die Grundthese des Buches von Tristram Hunt:

eigentliche „Liaison“ seines Lebens ein Mann: sein Freund Karl Marx, dem er sich mit Haut und Haaren verschrieb. Würde man einen biblischen Vergleich suchen, so müsste man wohl an David und Jonathan denken, wobei es hier Jonathan war, der den David überlebte.

Freilich, es war keine sexuelle Passion, die die beiden Männer aneinanderband, eher schon ein intellektueller Eros, die faszinierende Kongenialität zweier höchst unterschiedlich aufgewachsener Geister, die mit einem Mal entdeckten, in welchem großen Maße sie in ihren Grundwerten und grundlegenden Einsichten übereinstimmten. Was in dem Film „Der junge Karl Marx“ von Raoul Peck aus dem Jahr 2017 legendarisch erzählt wird, hat einen wahren Kern: die Begegnung der beiden im Paris des Jahres 1844 und die inspirierende Arbeitsgemeinschaft, die daraus erwuchs. Engels war dabei keineswegs nur der Empfangende – vielmehr war seine 1845 entstandene Studie „Zur Lage der arbeitenden Klasse in England“ ihrer Zeit weit voraus. Sie verknüpfte kommunistische Ideale, ökonomische Analysen und ökologische Einsichten in origineller Weise miteinander.

Seitdem beide als Autorenteam 1848 das „Kommunistische Manifest“ veröffentlicht hatten, wurden Marx und Engels so sehr miteinander identifiziert, dass spätere, harmonisierende Ausgaben ihrer Werke (MEGA = „Marx-Engels-Gesamtausgabe“, seit 1970) der Nachwelt den Eindruck vermitteln konnten, dass (fast) kein Blatt zwischen die beiden passe. Engels selbst sah dies wohl auch so. Ja, er bezeichnete sich selbst als die „zweite Violine“ in diesem Kreativteam¹⁰ und sah es als seine, des begüterten Industriellensohns, Aufgabe an, den genialen, aber armen Freund finanziell lebenslang zu unterstützen. Nur so konnte der Privatgelehrte Marx in seinem Londoner Exil seine umfangreichen Studien treiben.

¹⁰ Vgl. zu beider Kreativbeziehung auch Jürgen Neffe: Marx – Der Unvollendete, München 2017, S.172-192 sowie ebd., S.583-589.

Engels wirkte dabei als Mäzen, als Zuarbeiter und auch als „Zuspitzer“.

Der seit 1878 zunächst im sozialdemokratischen „Vorwärts“ veröffentlichte „Anti-Dühring“ (später separat und in Auszügen publiziert als „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“) ist eine Zuspitzung und Popularisierung der Kerngedanken des „Marxismus“. Wenn Arbeiter oder Sozialdemokraten im 19. Jahrhundert sich auf Marx beriefen, dann hatten sie wohl allenfalls den „Anti-Dühring“ von Engels gelesen¹¹, aber kaum das „Kapital“, und sei es auch nur dessen ersten, maßgeblichen Band.

Die Bemühungen von Engels, in Abgrenzung gegen den „utopischen Sozialismus“ einen „wissenschaftlichen Sozialismus“ zu begründen, führten allerdings in dialektisch-dogmatische Verhärtungen hinein. Den dritten Weg eines „ethischen Sozialismus“, der später auch unter dem Begriff „Revisionismus“ bekannt werden sollte, lag Engels' Denken noch ferne.

Dialektisch-dogmatische Verhärtungen

Engels landete und strandete daher schließlich in denkerischen Dogmatismen, die durch den scheinbar eleganten Fluss der Dialektik eher verdeckt als offensichtlich gemacht wurden. Hatte Marx zur Dialektik seines „Übervaters“ Hegel gegriffen, um bestimmte ökonomische und historische Prozesse analysieren zu können, so verallgemeinerte Engels den dialektischen Schematismus, um ihn beispielsweise auf Naturprozesse auszuweiten. Der „Historische Materialismus“ („Histomat“) wurde so zu einem allgemeinen Dialektischen Materialismus („Diamat“) ausgedehnt, der ihm als universell anwendbar galt.

Engels' Schüler Eduard Bernstein (1850–1932) legte vor der Veröffentlichung der Texte seines Lehrmeisters diese Albert

¹¹ Franz Walter: Die SPD – Biographie einer Partei, Reinbek bei Hamburg 2018, S. 23.



Einstein zur Begutachtung vor. „Dessen Urteil fiel vernichtend aus.“¹² Das Schema *These – Antithese – Synthese* taugte nicht zu einer universellen Anwendung auf alle Prozesse der Veränderung im natürlich-creatürlichen Bereich. Engels aber glaubte daran, im „Diamat“ den Schlüssel zum Verständnis der Wirklichkeit insgesamt gefunden zu haben. Dogmatisch lehnte er alle gegenteiligen Meinungen ab. Die Erkenntnistheorie Immanuel Kants etwa, die davon ausging, dass es für Menschen grundsätzlich unerkennbare Bereiche der Wirklichkeit geben könne (das „Ding an sich“), nannte er eine „philosophische Schrulle“ und postulierte: „Die schlagendste Widerlegung dieser wie aller anderen philosophischen Schrullen ist die Praxis, nämlich das Experiment und die Industrie.“¹³

Betrachtet man das klägliche Resultat, das Experiment und Industrie im real existierenden Sozialismus der DDR zustande brachten, dann hat gerade die Praxis die Engels'sche Kritik widerlegt. Mag man auch die Gewaltsamkeit eines Josef Stalin nicht unmittelbar aus dem Engels'schen Dogmatismus herleiten können, so ist doch die verhärtete Denkweise von nicht wenigen DDR-Ideologen wohl eher mit Engels als mit Marx zusammenzubringen.

Marx war und blieb ein Denker, ein Aufklärer und Wissenschaftler, dem auch Selbstzweifel nicht fremd waren. Genau deshalb blieb sein Werk fragmentarisch, und zu Recht nennt Biograph Jürgen Neffe ihn den „Unvollendeten“. Marx selbst veröffentlichte nur Band 1 des „Kapital“. Die Bände 2 und 3, von Engels aus dem Marx'schen Nachlass herausgegeben, komplettieren einen von Marx selbst so nicht zu verantwortenden, aber faktisch System gewordenen Dogmatismus. Entsprechend musste etwa der renommierte DDR-Wissenschaftler Wolfgang

12 So Bruno Kern, in: Friedrich Engels: Im Widerspruch denken – Ansichten eines smarten Revolutionärs, a.a.O., S.112.

13 In: MEW Bd. 21, S.276, zitiert nach: Einführung in den dialektischen und historischen Materialismus, Berlin 13. Aufl. 1982, S.45

Jahn (1922–2001) in seiner Einführung in das Werk von Marx immer wieder beteuern, der Sozialismus sei „wissenschaftlich bewiesen/begründet“, das Werk von Marx und Engels sei „unsterblich“ und „genial“, die Praxis habe es „glänzend bestätigt“, es sei „beispiellos gewissenhaft“ ausgearbeitet und die „einzige Lehre“, die Bestand haben werde.¹⁴ Ein solcher Dogmatismus, in welchen die Analysen und Prognosen des reifen Karl Marx (auch durch seinen Freund und Mitstreiter Engels gelenkt worden waren, waren es, die Karl Popper (1902–1994) dazu führten, die Möglichkeit der *Falsifikation* von Theorien zur *wissenschaftlichen Tugend* zu erklären und – angeblich – unwiderlegbare Theorien als Ideologien und Lügengepinste abzulehnen.

Väterlicher Freund der Sozialdemokratie

Als das Bindeglied zu Marx und zu den Ursprüngen der Arbeiterbewegung war Engels für Bebel, Bernstein, Liebknecht und Kautsky so etwas wie ein „väterlicher Freund“. Er ermutigte die junge Sozialdemokratie, den Kampf mit dem Bismarck'schen Regime aufzunehmen und die schwierige Epoche des „Sozialistengesetzes“ (1878–1890) durchzustehen. Die Sozialdemokratie wuchs und gedieh während des Kaiserreiches, und Engels trug dazu seinen Teil bei.

Mit Texten, mit Ratschlägen, mit Finanzspritzen aus seinem nicht unbeträchtlichen Vermögen – und mit dem ganzen Charisma seiner Person. Dass die SPD nach dem (noch von Marx, aber auch von Engels kritisierten) Gothaer Parteiprogramm von 1875 ideologisch wieder stärker nach links rückte und sich 1891 das „Erfurter Programm“ gab, freute den

14 Wolfgang Jahn: Einführung in Marx' Werk, Das Kapital – Erster Band, Berlin 1986, dort S. 6f,15, 16, 28, 40, 42, 48, 65, 69-71, 80f, 83, 86, 92, 94f. Die Redundanz derartiger Floskeln zeigt auf, in welcher wissenschaftlichen Sackgasse der real existierende Sozialismus gestrandet war. Engels hat – leider – auf seine Weise dazu beigetragen, dass dieser Irrweg eingeschlagen wurde.



alten Engels sehr. Zugleich aber hoffte er am Ende seines Lebens auf eine Machtübernahme auf demokratischem Wege. Man müsse bekennen, so Engels, dass die SPD nur „unter der Form der demokratischen Republik zur Macht“ kommen könne.¹⁵

Ob man ihn deswegen schon als einen „lupenreinen Demokraten“ im heutigen Sinne betrachten kann, ist zweifelhaft. Aber es spricht vieles dafür, dass weder Marx noch er von ihren Grundwerten her die Auswüchse des kommunistischen Gewaltregimes in der Sowjetunion und gar im Stalinismus hätten gutheißen können. Dort (und auch in der späteren DDR) gab es beispielsweise niemals eine „Pressefreiheit“, die für beide – Engels und Marx – immer essenzielles Ziel ihres Strebens gewesen war. Und die Opfer durch Gewalt und Hungersnot in Russland allein zwischen 1918 und 1922 (16 Millionen Tote!)¹⁶, später dann Stalins millionenfache Morde und sein von Sadismus, Paranoia und Rachedgedanken befeuertes Terrorregime – all dies lag außerhalb des Vorstellungsvermögens der beiden roten Dioskuren.

Auch als Friedenspolitiker, der die Gefahr eines „Weltkrieges“ mit fürchterlichen Folgen antizipierte und deshalb gegen den Militarismus und für eine schrittweise Abrüstung eintrat, war Engels Mentor der Sozialdemokratie und insbesondere des „Arbeiterkaisers“ August Bebel (1840–1913). Aber selbst ein Engels in Saft und Kraft hätte den Ausbruch des Ersten Weltkrieges wohl kaum verhindern können – dafür stand er schon viel zu lange abseits von der realen Politik.

Am Ende die Wahrheit

Als er im Sommer 1895 auf dem Sterbebett lag, enthüllte Engels die Wahrheit über die Herkunft seines vermeintlichen

¹⁵ Zitiert nach: Susanne Miller/Heinrich Potthoff: Kleine Geschichte der SPD, Bonn 5. Aufl. 1983, S.54.

¹⁶ Gerd Koenen: Was war der Kommunismus? Göttingen 2010, S.30.

unehelichen Sohnes Frederick Demuth (1851–1929). Zwar hatte er einst die Vaterschaft für dieses Kind von Helene Demuth (1820–1890), der langjährigen Haushälterin der Familie Marx, anerkannt. Aber dies hatte er getan, um Marx zu decken, dessen Ehe mit seiner Frau Jenny an dem Seitensprung mit seinem Hausmädchen hätte scheitern können. Marx hatte sich niemals zu seinem unehelichen Sohn bekannt, und so starb er mit einer Lebenslüge. Engels aber gab das Geheimnis preis.

Als Marx' Tochter die Wahrheit über die uneheliche Affäre ihres Vaters nicht akzeptieren wollte, sagte Engels nur trocken: „Tussy wants to make an idol of her father.“¹⁷ Idolisierung lag Engels ferne – im Blick auf Marx ebenso wie im Blick auf sich selbst. Die kommunistische Ideologie kam aber niemals ohne Idolisierung aus. Deshalb fehlt die Wahrheit über die Episode „Frederick Demuth“ in der maßgeblichen Engels-Biographie der ehemaligen DDR.¹⁸ Stattdessen werden darin Menschen wie Engels' Schüler Bernstein, der Begründer des „Revisionismus“, sowie alle auf Reformpolitik setzenden Denker als „Verräter“ verunglimpft¹⁹.

Statt Idolisierung also ein Bekenntnis zur Wahrheit. So starb der Revolutionär aus Barmen. Rund vierzig Jahre später sollte von Barmen noch einmal ein Ruf zur Wahrheit ausgehen – in einem ganz anderen, historisch aber ebenfalls höchst bedeutsamen Kontext.

¹⁷ Gareth Stedman Jones: Karl Marx – Die Biographie, Frankfurt am Main 2017, S.663. – „Tussy“ war der im Familienkreis gebrauchte Spitzname für die jüngste Marx-Tochter Eleanor (1855–1898).

¹⁸ Friedrich Engels – Eine Biographie, hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1972. (Selbstverständlich auch in ihrem Pendant, der amtlichen, umfangreichen Marx-Biographie des Instituts für Marxismus-Leninismus aus dem Jahr 1973.)

¹⁹ Friedrich Engels – Eine Biographie, a.a.O., S.624, 629.



„Wohin sollen wir gehen?“ – Kirche am Scheideweg

von Dr. Michael Heymel

Die Corona-Krise stellt den westlichen Lebensstil und auch das Leitbild der globalisierten Welt in Frage. Was evangelische Kirchen in dieser Situation versäumen und warum sie dringend zur Umkehr statt zu Kirchenreformen aufrufen müssten, schreibt Dr. habil. Michael Heymel in seinem ebenso persönlichen wie streitbaren Artikel.

Michael Heymel (geb. 1953) war bis 2016 Pfarrer im Gemeindedienst und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralarchiv der EKHN. Von 2004 bis 2012 lehrte er als Privatdozent Praktische Theologie an der Universität Heidelberg. Er ist Autor einer Martin-Niemöller-Biographie (2017) und zahlreicher Sachbücher. Eine Rezension zu seinem neuen Buch „Das Johannesevangelium heute lesen“ finden Sie auf Seite 222.

„Wohin sollen wir gehen?“ fragt Petrus als Sprecher der ratlosen Zwölferschar. Er reagiert damit auf die Frage Jesu: „Wollt ihr auch weggehen?“ (Joh. 6,67), nachdem viele Jünger sich von Jesus abgewandt hatten.

Ein Gespräch, das etwa so auch heute stattfinden könnte. Ende Juni wurde bekannt, dass die beiden großen Kirchen 2019 mehr als eine halbe Million Mitglieder durch Kircheng Austritte verloren haben. Wieder war von „Erosion der Kirchenbindung“ die Rede, wieder von dem „großen Druck“ auf die Kirchen, der durch gesellschaftliche und mediale Debatten erzeugt werde. Man werde einen „selbstkritischen Blick auf gewachsene Formate und Strukturen“ richten, kündigt der EKD-Ratsvorsitzende an.¹ Klar ist

schon jetzt, dass sich auf diesem Weg der weiteren massenhaften Abkehr von der Kirche nichts entgegensetzen lässt.

Trendreform oder geistliche Erneuerung?

Noch fließt so viel Geld in das Landeskirkensystem, dass seine Spitzenfunktionär*innen ihr strukturfixiertes Kirchenreformmodell planen können, ohne von der Frage Jesu und erst recht der Ratlosigkeit, in die sie die Jünger stürzt, irritiert zu werden.

Die Kirchensteuereinnahmen der EKD erreichten 2019 die Rekordhöhe von sechs Milliarden Euro. Solcher Geldfluss erlaubt, zu agieren, als ob der Herr der Kirche nichts dreinzureden hätte. Wie lange noch? In einem Positionspapier² verlautbart die EKD, es gelte, „kirchliche Traditionen neu als spirituelle Ressource zu entdecken“. Sie kündigt an, in der Medienwelt müsse die Kirche „smarter“ werden. Sie wähnt sich auf der Höhe der Zeit, wenn sie den Wandel parochialer Strukturen „zu einem dynamischen und vielgestaltigen Miteinander“ bejaht und „neue Formen von Gemeinde“ erproben will. Oder läuft sie nur dem Trend der „singularisierten Gesellschaft“ hinterher? Man ahnt, dass traditionelle Sonntagsgottesdienste zu Raritäten werden und Kirche vor Ort ihr Gesicht verliert. Die Planungsstrateg*innen, ihre Plastiksprache verrät es, haben sich von der Kirchenbasislängst abgekoppelt.

„Die Erosion der Institution Kirche ist auch durch noch so ambitionierte

1 Vgl. – So viele Kircheng Austritte wie noch nie, in: FAZ vom 27.6.2020, 1; Exodus der Gläubigen, in: FAZ Rhein-Main vom 27.6.2020, 33; Evelyn Finger, Glaube ohne Worte, in: DIE ZEIT Nr.28/2020, 1; Gefangen im Trend, in: Christ in der Gegenwart

(CiG) Nr.27/2020, 289; Ein Niedergang, der uns als Christen erschrecken muss, in: CiG Nr.27/2020, 290.

2 Siehe <https://www.ekd.de/11-leitsaetze-fuer-eine-aufgeschlossene-kirche-56952.htm> (7.7.2020). Dazu Hannah Bethke, Wenn die Glocken nicht mehr läuten, in: FAZ vom 13.7.2020.



Reformen nicht aufzuhalten, ja vielleicht ist sie nicht einmal mehr zu verlangsamen“, kommentiert Daniel Deckers in der FAZ.³ Auf der Leitungsebene der EKD sieht man das noch nicht ein.

Dabei ist die Erkenntnis unabweisbar: Was diese Kirche braucht, ist geistliche Erneuerung.⁴ Nicht ein Kurieren und Reparieren von Symptomen tut not, sondern eine Generalüberholung und alles einbezügliche Besserung. Ein wirklicher Neuanfang setzt Buße voraus, ein Um- und Neudenken von Kirche, das aus den Quellen der Anfänge schöpft.

Forderungen in der Verkündigung ausgespart

Die Monate der Corona-Krise haben es an den Tag gebracht: Die evangelische Kirche hat in dieser Situation nichts Wichtiges zu sagen. In vielen Gemeinden wurde kreativ mit neuen Formen der medialen Kommunikation gearbeitet, das war bemerkenswert. Umso peinlicher die geistliche Dürftigkeit, der Mangel an tragfähiger Rede von Gott. Sünde, Glaube, Vergebung, neues Leben? Diese Kernbegriffe christlichen Glauben wären menschennah zu erschließen, doch wer wagt das? Die Kirchen seien „aufs Diesseits fixiert“, beklagt eine Schriftstellerin.⁵

Die leitenden Repräsentant*innen der evangelischen Kirche haben in ihrer Verkündigung alles ausgespart, was irgendwie fordernd oder herausfordernd klingt, und sich um Trost und Ermutigung bemüht. Ja, bemüht haben sie sich schon. Aber vor lauter Angst, mit evangelikalen Drohprediger*innen verwechselt zu werden, die von Corona als einer „Strafe

3 Irrelevante Kirche?, in: FAZ vom 27.6.2020, 8.

4 Irmgard Schwaetzer, Präses der EKD-Synode, traf den empfindlichen Punkt, als sie erklärte, „dass die Schwäche der Kirche auch mit einer Glaubenskrise zu tun hat. Wir wollen zuallererst also mit einer geistlichen Orientierung dagegenwirken, uns selbst neu ausrichten“ (zit. nach: CiG Nr.27/2020, 290).

5 „Predigt-Sprache ist verkommen“. Sibylle Lewitscharoff im Gespräch mit Andreas Main, Deutschlandfunk am 26.6.2020.

Gottes“ redeten, wurde gleich alles Christliche weichgespült. Nur kein tieferes Nachdenken über unsere Situation in der globalisierten Welt und die Einflüsse, die zur Ausbreitung des Virus geführt haben. Nur kein Wort über die Sünden dieses Geschlechts, das weiter ein bequemes, behäbiges Leben führen und über den Preis nicht nachdenken will, den andere dafür zahlen müssen.

Beamtenkirche verhindert Verkündigung „an alle Kreatur“

Ich rechne damit, dass weiterhin viele aus der Kirche austreten werden. Denn sie vermittelt kaum einem Menschen das Gefühl: Hier findest du, was heute am allernötigsten ist, wahres Leben für dich und die Welt! Du wirst für eine große Aufgabe gebraucht, mit all deinen Kräften und Talenten!

Die Beamtenkirche mit ihrem in die Jahre gekommenen Betriebssystem und ihrem Verwaltungsapparat ist nicht dazu angetan, Menschen zu inspirieren. Sie bindet ihr Personal an die Erfüllung von administrativen Vorgaben, aber sie kann immer weniger Voraussetzungen für gehaltvolle theologische Arbeit und eine konzentrierte Wahrnehmung der pastoralen Aufgaben gewährleisten.

Eine Verkündigung, die Hörende so trifft und bewegt, dass sie spüren: Das geht mich unbedingt an, da ist ja von meinem Leben die Rede! – solche Verkündigung ist selten genug. Sie wird aber von vornherein verhindert, wenn der kirchliche Betrieb von Pfarrerinnen und Pfarrern tausend andere Dinge verlangt, die angeblich wichtiger sind als der Auftrag des auferstandenen Jesus Christus: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur“ (Mk. 16,15).

Zwölf Sätze für die Erneuerung der Kirche

Nach 33 Jahren als Pfarrer im aktiven Dienst und viereinhalb Jahren im nicht weniger aktiven „Ruhestand“, die



theologischer Arbeit gewidmet waren, wende ich mich an alle Schwestern und Brüder im Pfarramt und darüber hinaus an alle, die sich der Kirche verbunden fühlen und ihr – trotz aller Unvollkommenheit – weiter die Treue halten. Was aus meiner Sicht dem Um- und Neudenken der Kirche dient, fasse ich in zwölf Sätze.

Erstens: Erneuerung der Kirche fängt ganz unten an, in den Gemeinden vor Ort, bei uns selbst. Sie beginnt bei den Pfarrpersonen und geht weiter bei jedem, der seine Taufe auf den Namen Jesu Christi als Einführung ins Christwerden ernstnimmt.

Zweitens: Es kommt darauf an, sich nicht an der sichtbaren Kirche mit ihren Mängeln (und denen ihres Leitungspersonals) festzubeißen, sondern sie in einem neuen Zusammenhang zu sehen. Die heilige christliche Kirche „will nicht ersehen, sondern erglaubt sein“.⁶

Drittens: Ich glaube, dass diese Kirche, deren Glied ich bin, Jesus Christus gehört. Von Eberhard Busch habe ich gelernt, dass die Kirche in ihrer sichtbaren Gestalt diese Zugehörigkeit verständlich und deutlich erkennbar machen soll. Dafür haben *alle* Glieder der Kirche zu arbeiten.

Viertens: „Seid nicht einem Schema dieser Zeit angepasst, sondern lasst euch umgestalten durch Erneuerung des Denkens ...“ (Röm. 12,2). Was Christ*innen von Anfang an auszeichnete, war ihr gemeinschaftlicher Lebensstil und ihr Nonkonformismus gegenüber der Umwelt (Röm. 12,1-3; Apg. 2,42; Joh. 13,34-35; 15,12; Diognetbrief 5-6). Das hat andere auf sie aufmerksam gemacht und angezogen.

Fünftens: Das Bewusstsein dafür lebendig halten heißt, sich in der modernen Welt als Botschafter*innen Christi zu verstehen. Jesus sagt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20,21).

Sechstens: Wir werden beauftragt: „Gehet hin in alle Welt ...“. Gehen wir, ohne uns sofort als Kirchenleute zu „outen“, in andere Milieus und Lebenswelten, zu Menschen, die mit Kirche und Christentum sonst nichts zu tun haben.

Siebtens: Gemeindeaufbau geschieht in Haus-, Gebets- und Bibelkreisen. Hier kann christliches Leben eingeübt, Wachstum im Glauben und in der Glaubenserkenntnis gefördert werden. Hier wird deutlich, dass keine*r für sich allein glauben und als Christ*in leben kann.

Achtens: Der fortschrittliche Protestantismus habe „sich vom christlichen Glauben längst losgelöst“ und würde „deshalb besser als ‚Säkularismus‘ bezeichnet“, schrieb Martin Niemöller 1939 im KZ Sachsenhausen.⁷ Heute erweisen sich diejenigen als wahre Protestant*innen, die sich vom Säkularismus verabschieden und in der erfahrbaren Kirche die Gemeinschaft der Heiligen wahrnehmen.

Neuntens: Wir brauchen eine neue Beziehung zur Welt, die aus der Kraft des Gebets kommt und uns mit allem, was existiert, verbindet. Martin Luther war gewiss, dass Christenmenschen mit ihrem Gebet „der welt helffen und sie erhalten“: „Gottes ordnung oder gebot und der Christen Gebet ... sind die zwo seulen, so die gantze welt tragen ...“.⁸

Zehntens: Die evangelische Kirche wird sich selbst auflösen, wenn sie keine verbindliche Kultur des Gottesdienstes entwickelt. Sie braucht Menschen, die die Liturgie als Ordnung des Lebens begreifen und bei anderen die Liebe zu ihrer Schönheit wecken.

Elfens: Es ist armselig, zu beteuern, dass niemand sonntags zur Kirche gehen muss. Daraus spricht verdruckster Kleinmut, nicht die Freiheit eines Christenmenschen. Sagen wir lieber: Es gibt nichts

6 Martin Luther, Zweite Vorrede zum Buch der Offenbarung, 1530, in: WADB 7, 421. Vgl. Christian Möller, Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd. 2: Durchblicke, Einblicke, Ausblicke, Göttingen 1990, 161.

7 Gedanken über den Weg der christlichen Kirche, hrsg. von Benjamin Ziemann und Alf Christoffersen, Gütersloh 2019, 204.

8 Das XIV. und XV. Kapitel 5. Johannis gepredigt und ausgelegt, 1538, in: WA 45, 533 und 535.



Schöneres, als gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Komm mit und sieh selbst!

Zwölftens: Christliche Verkündigung ist mehr als mit Worten predigen. Das Evangelium von Jesus Christus, dem „Heiland aller Menschen“ (1 Tim. 4,10), in dem die „Menschenliebe Gottes“ (Tit. 3,4) erschienen ist, wird durch die ganze Existenz seiner Verkünder gepredigt.

Das Corona-Virus stellt das Leitbild der globalisierten Welt in Frage

Simon Petrus hält an Jesus fest, nachdem andere sich von ihm abgewandt haben. Er spricht stellvertretend für die Jünger, die bei Jesus bleiben wollen, wenn er sagt: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh. 6,69).

Bei Jesus bleiben, mit ihm auf dem Weg bleiben setzt voraus, dass wir wie Petrus wissen, was er uns zu geben hat, und was wir an ihm haben. Eine Kirche, in der darüber Unklarheit besteht, kann in schwierigen Zeiten keine Orientierung geben. Sie weiß nicht, wer sie ist und wozu sie da ist. Zu denen, die an ihn glauben, sagt Jesus: „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger*innen und werdet die Wahrheit

erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh. 8,31-32). Ist uns klar, dass die befreiende Wahrheit nur in der Lebens- und Vertrauensbeziehung zu Jesus zu erkennen ist, nicht abseits oder unabhängig davon?

Das Coronavirus stellt den westlichen Lebensstil, das Leitbild der globalisierten Welt, in Frage. Alle Kirchen, auch die evangelische, haben in der Krise eine große Chance verpasst. Die erzwungene Unterbrechung des ‚normalen‘ Lebens wäre die Gelegenheit gewesen, mit deutlichen Worten von unserem westlichen Lebensstil zu sprechen und davon, dass Gott uns Zeit zur Umkehr gibt, das heißt zur Selbstbesinnung und zum Aufbruch zu einer umweltfreundlicheren, nachhaltigeren und sozialverträglicheren Lebensweise. Das ist nicht geschehen.

Seit dem ersten Bericht des Club of Rome 1972 weisen mahnende Stimmen, darunter Papst Franziskus und der Dalai Lama, auf die Notwendigkeit einer Kursänderung hin. Die Politik tut sich schwer damit; nationale Egoismen und multinationale Unternehmen verschleppen oder hintertreiben viele Reformbemühungen. Die Kirche wird erst dann mit Vollmacht zur Umkehr aufrufen können, wenn sie selbst die Umkehr zum Leben vollzieht.

ZIVILGESELLSCHAFT

United4Rescue:

Aus einem evangelischen Impuls wird ein Bündnis

von Joachim Lenz

Über 350 Menschen hat die Sea Watch 4 aus dem Mittelmeer gerettet, seit sie am 15. August den spanischen Hafen Burriana verlassen hat. Joachim Lenz, Pfarrer der Evangelischen Kirche im Rheinland und ehrenamtlicher Sprecher von United4Rescue beschreibt, wie es zu diesem zivilgesellschaftlichen Kraftakt gekommen ist.

Seinen Text übernehmen wir mit freundlicher Genehmigung aus der „Jungen Kirche“ 2/2020.

Die „Sea Watch 4, powered by United4Rescue“ geht als zusätzliches Seenotrettungsschiff in diesem Frühjahr auf Mission. Aus kirchlichem Protest gegen die



tödlichen Folgen der Abschottung Europas ist eine Maschine der Menschlichkeit mit 1.105 Bruttoregistertonnen geworden. Evangelische Landeskirchen überweisen Geld an einen säkularen Verein, der damit für christliche, europäische, humanitäre Werte einstehen soll. Ein neues Bündnis für Humanität, Menschenrechte und Barmherzigkeit nimmt Gestalt an. Was ist da passiert?

Tausendfaches Sterben an der Grenze Europas – und die EU sieht zu

Im Frühjahr 2019 beendet die Europäische Union die Seenotrettung von Menschen auf der Flucht im Mittelmeer zwischen Nordafrika und Italien. Die „Mission Sophia“ hatte dort Schlepperbanden abschrecken sollen; dabei waren durch Marineschiffe aber auch mehr als 50.000 Menschen aus Seenot gerettet worden.

Es bleiben die zivilen Seenotretter*innen. Sie versuchen weiterhin, Flüchtende vor dem Ertrinken zu retten. Zuvor hatten sie mit der italienischen Küstenwache und dem europäischen Grenzschutz kooperiert; nun müssen sie gegen den Widerstand europäischer Staaten Menschenleben retten.

Gleichzeitig wird versucht, die Seenotrettung zu kriminalisieren. Der rechtsgerichtete italienische Innenminister Salvini (bis September 2019) lässt Rettungsschiffe beschlagnahmen und stellt Schiffscrews unter Anklage. Aus den Held*innen der Vorjahre werden angebliche Verbrecher.

Europa bekommt die Verteilung von Geflüchteten in der Union nicht geregelt. Malta und Italien verweigern die rechtlich zwingend gebotene Aufnahme von aus Seenot geretteten Menschen oder verzögern sie erheblich. Rettungsschiffe können Geflüchtete über viele Tage hin nicht an sicheres Land bringen.

Aber es regt sich Widerstand. Immer mehr Städte und Kreise erklären sich im Frühjahr 2019 zu „Sicheren Häfen“: Sie sind bereit, Gerettete auf eigene Kosten aufzunehmen. Die Kirchen fordern die

Regierungen in Deutschland und Europa auf, das Sterben im Mittelmeer nicht länger zuzulassen. Die „Seebrücke“ und andere organisieren bundesweite Demonstrationen für Menschenrecht und Humanität. Gleichzeitig votieren rechte Parteien immer lauter dafür, die europäischen Grenzen zu schließen und die Seenotrettung ganz zu unterbinden.

Wir schicken ein Schiff!

Beim Evangelischen Kirchentag in Dortmund (19.–23.6.2019) finden sich Menschen zusammen, die dem tausendfachen Sterben flüchtender Menschen im Mittelmeer nicht länger untätig zusehen wollten. Eine kurzfristig eingebrachte Resolution findet eine überwältigende Mehrheit. EKD und Landeskirchen werden darin aufgefordert: „Schickt selbst ein Schiff in das tödlichste Gewässer der Welt. Ein Schiff der Gemeinschaft, der Solidarität und Nächstenliebe. Ein Schiff von uns, von euch, von allen.“ In der Schlusspredigt verstärkt Pastorin Sandra Bils das Anliegen: „Man lässt keine Menschen ertrinken. Punkt.“ In den Tagen danach unterstützen Zigtausende das Anliegen über eine Petitionsplattform (change.org/schiff).

Schon in der folgenden Woche stimmen die Kirchenkonferenz, in der alle Landeskirchen vertreten sind, und der Rat der EKD dem Resolutionsanliegen zu. Weil es innerhalb der EKD keine Erfahrung und Fachlichkeit für Seenotrettung gibt – das Kirchenamt ist keine Reederei –, ist das Projekt auf Kooperation angewiesen. Am Ende vieler Gesprächsrunden im Sommer 2019 steht die Idee, die Gründung eines Vereins zu beauftragen, der wiederum ein breites zivilgesellschaftliches Bündnis auf die Beine stellen soll, um das Schiffsprojekt umsetzen zu können. Im November beschließt der Rat, die EKD-Synode stimmt einmütig zu.

Der Verein „Gemeinsam retten“ wird gegründet und noch im November als gemeinnützig eingetragen, das am 3.12.2019 ins Leben gerufene Bündnis



„United4Rescue“ sammelt Geld unter dem Hashtag #wirschickeneinschiff. Bereits Ende Januar 2020 kann das ehemalige Forschungsschiff „Poseidon“ in Kiel für 1,3 Millionen Euro ersteigert werden. Als starker Bündnispartner ist Sea Watch gewonnen worden. Der Organisation wird zugetraut, neben ihrer „Sea Watch 3“ noch ein weiteres Schiff in den Einsatz zu bringen. Sie erhält die „Poseidon“ und betreibt es nun als „Sea Watch 4“.

„Reederei statt Rederei“

Die Kirche handelt in einer Notlage, statt nur aufzufordern. „Reederei statt Rederei“: Viele Menschen aus der evangelischen Kirche und ihrem Umfeld lassen sich von der Idee begeistern und sind fröhlich zur Unterstützung bereit. Andere sind gegen dieses politische Engagement, die mit Flüchtlings- und Migrationsfragen verbundenen Sorgen und Ängste teilen viele kirchlich Hochverbundene: Warum ein „Kirchenschiff“? Wieso „Boot für die Welt“? Landeskirchen melden Austritte, ebenso aber begeisterte Zustimmung aus Gemeinden. Die Frage nach den Aufgaben und der Verantwortung von Kirchen, Gemeinden und einzelnen Christenmenschen in der Welt wird am Beispiel der Seenotrettung virulent und wird kontrovers diskutiert.

Auf kirchenleitenden Ebenen ist die Zustimmung überdeutlich. Das gilt auch im Bereich der Ökumene. Der Ratsvorsitzende Bedford-Strohm und der bisherige Vorsitzende der katholischen Bischofskonferenz Marx üben den Schulterschluss. Landeskirchen und Bistümer unterstützen das Bündnis aus Haushaltsmitteln und/oder laden zu Spenden ein. Die Vereinigung evangelischer Freikirchen tritt dem Bündnis bei, die katholische Bischofskonferenz der Schweiz und die Lutherische Kirche in den Vereinigten Staaten geben fünfstellige Summen.

Die kirchliche Herkunft von United4Rescue ist weiterhin gut erkennbar, im Bündnis sind Landeskirchen, viele Gemeinden, Dekanate und diakonische

Einrichtungen vertreten. Dazu kommen die Arbeitsgemeinschaft der evangelischen (aej), der Bund der deutschen katholischen Jugend (BDKJ), der CVJM, Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste und andere. Aber auch der Deutsche Gewerkschaftsbund und Amnesty sind an Bord, ProAsyl, Revolverheld und der Gemüseladen Biolust. Mit Sea Watch, Ärzte ohne Grenzen, Sea-Eye und der Crew der Lifeline gehören aktive Seenotretter*innen dazu. Eine Liste der inzwischen gut 450 institutionellen Bündnispartner findet sich unter united4rescue.com/partners. Einzelpersonen unterstützen das Bündnis als Spender*innen.

„Man lässt keine Menschen ertrinken. Punkt.“

Das Schiff ist nun auf dem Weg. Das Bündnis setzt sich weiter dafür ein, Seenotrettung zu ermöglichen. Die sich dafür auf dem Mittelmeer engagieren, können durch United4Rescue finanziell unterstützt werden. Darüber hinaus will das Bündnis Argumente sammeln und mit Menschen reden. Mit Legenden über angebliche Schlepper-Unterstützung oder Pull-Faktoren soll aufgeräumt werden. Der Parole „Man lässt keine Menschen ertrinken. Punkt.“ wurde Populismus vorgeworfen: natürlich wolle das keiner!

Was diejenigen aber wollen, die gegen zivile Seenotrettung sind, bleibt offen. Darauf will das Bündnis aufmerksam machen und wirbt für Humanität. Die Verantwortlichen in der deutschen und europäischen Politik sollen Rückenwind für verantwortliche, humanitäre Entscheidungen erhalten.

Die Kirchen, Vereine und Organisationen im Bündnis haben jeweils noch eigene Positionen und oft weitergehende Forderungen zum europäischen Asylsystem oder zur Migrationspolitik. Gemeinsam stehen sie aber dafür ein, dass Seenotrettung erfolgen muss (1), möglichst bald wieder durch die dafür verantwortliche europäische Staatengemeinschaft. Die Kriminalisierung der Seenotrettung ist zu beenden (2). Den geretteten Menschen



ist ein faires Asylverfahren zu gewähren (3). Den Kommunen, die sich zu „Sicheren Häfen“ erklärt haben, muss durch den Innenminister juristisch ermöglicht werden, Geflüchtete auf eigene Kosten zu versorgen (4).

Aus kirchlich-diakonischer Perspektive füllt United4Rescue eine Lücke aus. Evangelische Hilfswerke, allen voran *Brot für die Welt* und die *Diakonie Katastrophenhilfe*, kümmern sich um Menschen in Ländern, aus denen Menschen flüchten. Vielfältige Einrichtungen der *Diakonie* unterstützen die, die hierher fliehen

mussten. Das Bündnis hilft, dass Menschen die Flucht hierher überleben. Ein zivilgesellschaftliches Bündnis kann das besser als eine rein kirchliche Initiative.

Dem Bündnisverein vertraut die evangelische Kirche daher Geld an, Kollekten und Kirchensteuermittel, ohne danach noch formale Kontrolle über die Mittelverwendung zu haben. Das ist für die verfasste Kirche ungewohnt. Es ist aber hochwirksam und entspricht dem Auftrag Jesu, Salz oder Sauerteig zu sein. Die Kirche kann nicht alles und sie muss auch nicht alles selber tun wollen.

PFARRBERUF

Wüdr' ich es wieder tun?

von Gerhard Roos, Jade-Sehestedt

In einem persönlichen biographischen Rückblick fragt Pfarrerssohn Gerhard Roos (Jahrgang 1943), ob er noch einmal Theologie studieren und Pfarrer werden würde. Die Antwort des heute an der Nordsee lebenden Kollegen ist gemischt – und bis zuletzt offen.

Vor einigen Wochen habe ich spontan einem alten Freund gegenüber, der wie ich Pfarrer der EKHN im Ruhestand ist, im Gespräch am Fernsprecher die Behauptung aufgestellt, hätte ich es heute zu entscheiden, würde ich sicherlich nicht mehr Theologie studiert haben und Pfarrer geworden sein. Später habe ich dann – ein wenig erstaunt über diese meine recht krasse Äußerung – sorgfältig nachzudenken angefangen, ob ich es wohl wieder tun würde. Das beschäftigt mich nun intensiv.

Es öffnen sich verschiedene Ebenen des langen Berufs- und Familienlebens, auf denen sich zahlreiche Argumente finden, die teils dafür, aber auch teils dagegen sprechen. Ich will versuchen, diese alle im Folgenden einzeln zu durchforschen, bewusst aus meiner höchst privaten

Erfahrungs- und Erinnerungswelt eines alten Mannes.

Exegese in Ausbildung und Berufsalltag

Die wissenschaftliche, anfangs nicht immer von höchstem Fleiß geprägte Beschäftigung mit der Bibel, allen historischen Fragestellungen unserer Disziplin und den Umsetzungsfragen in mein Reden und Handeln hat mich im Bann gehalten. Bereits während des Studiums ist mir sowohl in der oft abgehobenen Redeweise der Professoren wie auch der Studienkolleg*innen ein gewisses Misstrauen entstanden, ob diese Sprache der Weisheit letzter Schluss sein kann.

Zur ständigen Mahnung wurde mir ein liebevoller Ratschlag meines Großvaters Oberkirchenrat i.R. Rudolph Zentgraf. Als ich fünfzehn war, erlag er seinem langjährigen Herzleiden, das er seit der Kirchenkampzeit als ständigen Begleiter hatte. Als er zu seinem letzten Krankenhausaufenthalt aufbrach, hat er mich beim Abschied ermahnt: „Wo immer du bist und wirkst, denke stets daran, dass du die Menschen genau betrachten musst,



mit denen du zu tun hast. Dann erst kannst du den Mund aufmachen.“

So entstand mein erstes Unbehagen am Reden und Handeln in Theologie und Kirche. Bestärkt wurde das durch eine Frage Otto Webers in einer Vorlesung: „Wissen Sie eigentlich, was Sie durch unangepasste Sprache anrichten können?“

Da ich diese Aufgabe des sowohl gedanklichen als auch sprachlichen „Herunterbrechens“ biblischer Texte in die Lebenswelt der Predigthörer*innen, sehr verschiedener Gemeindeglieder, sowie von Konfirmand*innen und Schüler*innen außerordentlich ernst nahm, war es im Berufsleben mit der studentischen Faulheit in diesem Arbeitsfeld endgültig vorbei.

Widerstreitende Gottesbilder und Schriftverständnisse...

Nun ergaben sich auch erste stärkere Konflikte, und zwar mit meinen lieben „Mitschwestern und -brüdern“. Bald wurde ich gewahr, dass in einem recht kleinen Dekanat mit etwa fünfzehn Geistlichen fast zehn inhaltlich teilweise sehr unterschiedliche Gottesbilder (!) und Verständnisweisen der Heiligen Schrift vorzufinden waren.

Das Spektrum der Zugänge zum biblischen Wort reicht vom fast unerträglichen Biblizismus bis zur ebenfalls ziemlich unwissenschaftlichen Hineininterpretation eigener, zuweilen recht abstruser Weltansichten in die biblische Botschaft. Es ist ein breiter beängstigender Fächer. Dass die Folge dann die divergierenden Gottesbilder sind, muss nicht wundern. Es hat aber die bedrückende Folge, dass nach einem Wechsel der Pfarrstellenbesetzung bei den ohnehin recht geschrumpften Getreuen oft die erschreckte Frage entsteht: „Wie kann das denn sein?“

... aber diskutiert wird nicht.

Ein wichtiger Faktor dieser meiner belastenden Erfahrungen ist, dass zwischen den theologisch ausgebildeten Personen genau diese Differenzen häufig gar nicht

diskutiert, sondern ausgeblendet werden. Die Hauptthemen der Pfarrkonvente sind eher administrativer oder kirchenpolitischer Natur. Irgendwie ist das sogar verständlich, denn was würde geschehen, wenn dem Einen oder der Anderen auf einmal an wesentlichen Glaubensgrundlagen gerüttelt würde? So werden dann auch kommunikationspraktische Themen ausgeblendet.

Als ich einmal im Pfarrkonvent berichtete, dass ich gerade damit beschäftigt sei, mir für die Predigt ungeschützte Bibelzitate endgültig abzugewöhnen, bin ich heftig von einigen Schwestern und Brüdern attackiert worden. Ein Nachbar Kollege äußerte ein anderes Mal in aller Demut und voller Freude, er habe in Seelsorgegesprächen erlebt, auch das liebevolle Zuhören des Seelsorgers öffne für den Gesprächspartner eine besondere Form des Gebetes, wenn auch nicht explizit an Gott gerichtet. Eine regelrechte Gerichtsverhandlung über ihn war die Folge, in der nur zwei Weitere außer mir zu seiner Verteidigung antraten.

Fazit: Wenn ernsthaft theologisch diskutiert wird, bricht häufig eine bedrückende Intoleranz auf. Genau diese Erfahrungen, die sich auch heute bei den jüngeren Pfarrer*innen in meiner Wahlheimat an der Nordsee uneingeschränkt wiederholen, hat mich zu dem anfangs berichteten „Ausbruch“ dem Freund gegenüber veranlasst, es nicht wieder tun zu wollen.

Was die Menschen anbetrifft, mit denen und für die ich arbeiten und sprechen durfte, war im Großen und Ganzen das Feedback positiv. Diese Erfahrungen, vor allem als Berufsschulpfarrer, versöhnten mich wieder. Um dies zu erleben, würd' ich es wohl doch wieder tun.

Die Kirche in der Ausbildungszeit

Als hessen-nassauischer Pfarrerssohn war ich schon recht früh in der Studierendenliste in Darmstadt. Die eine oder andere Studentenfreizeit war durchaus erfreulich. In Göttingen waren wir aus unserer Kirche



gar eine kleine organisierte Gruppe. Vom Ausbildungsreferenten gab es ab und an väterliche Schreiben. Dann war das Erste Examen erfolgreich erledigt, elf Tage später die Ehe geschlossen und nach kurzer Reise der Ruf ins Schulpraktikum im Briefkasten.

Heute weiß ich, welch ein unverdientes Glück ich da hatte, dass ich eigentlich unsinniger Weise dem Zwergschullehrer in einem klitzekleinen Odenwalddorf zugeordnet worden war, obwohl man mich ruhig hätte zu dem Mentor in unserem Nachbarort schicken können. Sein Praktikant wohnte fern von ihm ganz nah bei einem anderen Mentor. Man hätte die Unterkünfte für uns beide gespart und mich bei meinem wie auch ihn bei seinem jungen Weibe bleiben lassen. Aber: Verstehe einer den unerforschlichen Ratschluss der Kirchenleitung oder des Ausbildungsreferates.

Der Odenwald war ein Segen. In einem regelrechten Crashkurs habe ich bei diesem Lehrer wichtige methodische Grundlagen erlernt, die Ihresgleichen suchen dürften. Dann kam die erste Seminarstaffel in Herborn. Zaghaft meldeten sich schon wieder die Erfahrungen aus dem Studium. Allerdings fand sich dann ein etwas quer denkendes Quartett zusammen, mich eingeschlossen, in dem ich mich beheimatet fühlte. Karl-Wilhelm Dahm hatte dort gerade seinen Dienst begonnen. Seine kirchensoziologischen Fragestellungen wurden für uns vier in gewisser Weise zu Leitfragen bis zum Zweiten Examen und weit darüber hinaus, sowie unsere eigentlich privaten gelegentlichen Abendstunden bei ihm zu regelrechten Seminaren.

Mein Lehrvikariat hatte verschiedene Besonderheiten. Erstens war mein hochgeschätzter Lehrpfarrer gerade Dekan geworden. Das gab sowohl besondere Einblicke in diese Aufgabe als auch ab und an extrem spontane Vertretungsdienste in anderen Gemeinden.

Zweitens hatte ich zu den Nachgesprächen, wenn ich Gottesdienst

gehalten hatte, oft zwei Lehrherren. Der zweite war der Katechetische Studienleiter, der Vorgänger und frühere Lehrpfarrer des Meinen. Drittens durfte ich verschiedenen Pfarrern des Dekanates in ihren Sonderdiensten über die Schulter blicken.

Viertens aber gab es ein Manko, das nach einer Umfrage im Kurs bis auf Zwei alle gleichermaßen beklagten. Unsere Lehrpfarrer ließen uns in alle ihre Tätigkeiten intensiv hinein schauen, nur nicht in ihre unterrichtliche Arbeit. Ich habe weder eine Konfirmanden- noch eine Schulunterrichtsstunde mit dem Meinen erlebt. Seltsam.

Spezialvikariat oder „nötiger Gemeindedienst“?

Durch die Einblicke in die Arbeit mehrerer Kollegen (noch keine *innen!) des Dekanates war ich ein wenig in die Strafanstaltsseelsorge im Jugendvollzug hineingeraten, die einer der jüngeren Gemeindepfarrer mit halber Stelle intensiv und engagiert betreute. Dass er mir vorschlug, ein Spezialpraktikum bei ihm zu beantragen, gefiel mir und meiner Frau, ebenfalls auch meinem Lehrpfarrer, aus mehreren Gründen: An Bewerbern für diese Aufgabe herrschte Mangel. Ich könnte noch ein halbes Jahr im Dekanat bleiben, das mir regelrecht zur Heimat geworden war. Wir könnten in unserer kleinen aber praktischen Wohnung bleiben, meine Frau war mit unserem zweiten Kind hochschwanger. Und ich hätte ein Betätigungsfeld, das mir intensiv am Herzen lag.

Im Leitenden Geistlichen Amt (LGA) aber wurde mein Antrag mehrheitlich abgelehnt. Ich hätte es „nötig, noch ordentlich Gemeindedienst zu leisten“, wurde mir ohne jede Begründung lapidar mitgeteilt. Inzwischen weiß ich, der Veranlasser war der Auffassung, es sei ein Zeichen von Unreife, dass meine Frau und ich genau einundzwanzig Monate nach unserer Eheschließung das zweite Kind in die Welt setzen würden, letztlich ein Jahr und einen Tag nach dem ersten.



Am Tag nach dem Zweiten Examen war dazu, mit der „nötig“-Begründung, im Briefkasten ein Schreiben der Kirchenverwaltung, ich würde im Vikariat der Quotenfrau der Kirchenleitung zur Entlastung „beigeordnet“. Man hielt mich wohl für unfähig, selbstständig zu arbeiten. Mein Lehrpfarrer war entsetzt. Das war das erste Mal, dass mir die kirchliche Administration mit ihrer undurchsichtigen Handlungsweise das Leben schwer gemacht hat.

Notwendender Protest

Nachdem der erste Ärger verdaut war, machten wir uns am nächsten Tag mit unserem Kleinen auf und besuchten besagte Pfarrerin. Wir wollten sie kennenlernen, unsere zukünftige Wohnung sehen und über die Einzelheiten meines zukünftigen Dienstes Absprachen treffen. Meine zukünftige Chefin erläuterte mir ihre Erwartungen und beschrieb uns sodann ein Giebelzimmer in einem Bauernhof, Kochstelle und (immerhin!) fließendes Wasser in einem Verschlag davor, Plumpsklo über dem Hof. Als ich sie fragte, ob ihr klar sei, dass wir in wenigen Wochen mit zwei Kleinkindern gesegnet sein würden, zuckte sie nur die Schultern.

Mit schweren Gedanken fuhren wir zurück. Danach habe ich mich erstmals der kirchlichen Willkür verweigert, sofort telefonisch bei unserem Ausbildungsreferenten. Und das Wunder geschah: Binnen zwei Tagen hatte die Kirche umdisponiert und mich im Tausch gegen einen Single-Kollegen versetzt. Nun war ich der erste Verwalter einer neugeschaffenen Pfarrvikarsstelle mit richtiger Wohnung. Und mit einem Mentor, der nur sechs Jahre älter war als ich und meine Selbstständigkeit dankbar beanspruchte.

Unerwarteter Nachteil, das Klima dieser Gegend war für meine Frau eine Belastung. Da habe ich dann nach einigen Monaten den „kleinen Dienstweg“ genutzt, den zuständigen Propst besucht und um Hilfe gebeten. Er war sofort bereit, sich unserer Problematik anzunehmen. Im

LGA hat dann als neugewählter Propst mein ehemaliger Studienleiter und Zweitlehrpfarrer wohl gesagt: „Den will ich haben.“ So kam ich in meine Gemeinden, Pfarrhaus vierhundert Meter über dem Meeresspiegel, gut für meine Frau. Aber um den Preis der damals noch seltenen gemeinsamen Verwaltung von drei „kleinen“ Pfarrstellen. Angesichts dieser Vikarszeit insgesamt würd' ich es bestimmt nicht wieder tun.

Pfarrer – Dienstaufträge, Hetze und Zwangsfortbildungen

Letztlich wurde ich zu gegebener Zeit Stelleninhaber. Dann kamen diverse Versuche erster Regionalreformen. Ab und an wurden die betroffenen Gemeinden gefragt, meistens aber nicht. So habe ich in knapp vierzehn Jahren vier verschieden zusammen gebastelte Dienstaufträge gehabt, acht Jahre davon mit drei und sogar einige Monate vier Predigtstätten. Die Unzufriedenheit der Kirchenvorstände war kaum zu dämpfen, mein Gehetztsein verschlimmerte sich derart, dass irgendwann unsere Ehe in Gefahr war und wir professionelle Hilfe zu deren Rettung beanspruchen mussten.

Zuvor jedoch gab es allerlei Zwistigkeiten mit der Kirche, besonders der Verwaltung in Darmstadt. Relativ schnell hatten sowohl die Bau- als auch die Grundstücksabteilung begriffen, dass ich mit den Kirchenvorständen gemeinsam, oft auch in einsamen Husarenritten, ein beharrlicher Partner war, der sich schnell in der Denkweise dieser Fachleute zurecht fand. So konnten wir eine Menge erreichen, Renovierungsstaus in vier Pfarrhäusern vermeiden, wichtige Bauerhaltungsvorhaben an und in vier Kirchen realisieren und eine ächzende Orgel ohne Wert durch einen schlichten aber klangschönen Neubau ersetzen. Außerdem die Neuversteigerungen von Pfarr- und Kirchenland nach Flurbereinigungen stemmen und ein ausgewachsenes Neubaugebiet mit fünfzig Bauplätzen, ein Drittel in Erbbaupacht, kirchenregelkonform entstehen lassen.



Mehr als eine Viertelmillion Deutsche Mark haben wir verbaut und die Grundstückstauschhändler im ebenfalls sechsstelligen Bereich durchgeführt. Und noch etwas: die einzige hochnotpeinliche Androhung eines Dienstrechtsverfahrens verdankte ich der Tatsache, dass meine Stellvertreterin im Vorsitz eines der Kirchenvorstände und ich einen Termin, folgenlos, verpennt hatten. – Ach richtig, um solches alles professionell erledigen zu können, hatte ich ja Theologie studiert! Mit diesen Erfahrungen bleibt vorerst die Frage ungeklärt, ob ich es wieder tun würde. Vermutlich aber nicht.

Eine andere Auseinandersetzung mit Darmstadt war dienstrechtlicher Natur. Zu jener Zeit nämlich gab es sich, dass schon Jahre zuvor ein Gebot ausgegangen war, jede und jeder Geistliche habe verbindlich im Fünfjahresrhythmus an einer vierzehntägigen Pfarrerfreizeit, geleitet jeweils von einem der Pröpste, teilzunehmen. Ob es das heute noch gibt, weiß ich nicht. Schon als Pfarrerssohn hatte ich wahrgenommen, dass dort jeweils für Themen, über die man sich in maximal zehn Stunden mit geeigneten Büchern hätte schlau machen können, zwei volle Wochen verplempert wurden. Wer das als Auszeit genießen konnte, mochte davon einigen Gewinn erzielen. Mir erschien es von Anfang an überflüssig, dafür meinen Gemeinden zwei Wochen meiner Dienstzeit zu entziehen. Meine jährlichen Jugendfreizeiten als Dekanatsjugendpfarrer, der ich neun Jahre lang war, und die mir zustehenden Urlaubstage waren nach meiner Sicht mehr als genug.

Verwaltung: Gut' Ding will Weile haben

Zudem hatte meine Frau infolge eines oben bereits erwähnten gesundheitlichen Problems ab und an nächtliche Attacken, die lebensbedrohlich werden konnten. Ich hatte gelernt, ihr jeweils sicher dort heraus zu helfen. So setzte ich mich mit beiden Begründungen gegen die jeweiligen Zwangsrekrutierungen

mit zunehmendem Erfolg zur Wehr. Mit dem Ausbildungsreferenten hatte ich ein außerordentlich kontrovers verlaufendes Gespräch, in dem er mir vorwarf: „Noch zwei oder drei solcher aufmüppiger Pfarrer*innen wie Sie, und die Kirche könnte sich aufgeben.“ Als ich ihm Autoritätsgeliebe wie in der römischen Kirche vorhielt, bekam er einen roten Kopf und gab nach.

Helfer in meiner Sache waren, verblüffender Weise, zwei der nacheinander für mich zuständigen Pröpste. Soweit mir aus dem Ausbildungsreferat bekannt, war ich bis zu meinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr, ab dem die Teilnahmepflicht erlosch, angeblich der Einzige, der nie an einer solchen Frei(!)zeit teilgenommen hat. Übrigens hat unser Dekan während meiner Gemeindepfarrerjahre durchaus effiziente ein- oder sogar halbtägige Fortbildungen vor Ort organisiert, die uns allen Einiges gebracht haben.

Als in meiner Schulpfarrerzeit einige unserer schwerbehinderten Pflegekinder nach meinen Erkenntnissen der Rechtslage sowohl über mich krankenversichert als auch beihilfeberechtigt wurden, kamen den Beihilfeverantwortlichen des damaligen Pfarrvereins Zweifel, ob diese Kinder tatsächlich beihilfeberechtigt seien. Unsere durchaus freundschaftlich geführte Kontroverse wollten wir gemeinsam dann durch die Juristen der Kirchenverwaltung klären lassen. Zu abgesprochenen gleichzeitigen Anfragen erhofften wir schnelle Antworten. Trotz mehrfacher Rückfragen bekamen wir außer zwei Vertröstungen keine Lösung, Tenor: Wir suchen noch. Da die Beihilfe aber begann, Leistungen zu verweigern, bekam ich mit meiner Familie allmählich massive wirtschaftliche Probleme.

Rettung Schulpfarramt: zwei Herren dienen

Irgendwann habe ich dann einen Brief an den damaligen Kirchenpräsidenten geschrieben und mich über die Trödelei der juristischen Oberkirchenräte beklagt. Und



siehe da, zehn Tage später hatte ich die eindeutige Mitteilung des zuständigen Referenten, unsere Kinder seien beihilfeberechtigt. Leider habe man erst jetzt die zuständige Fundstelle eruieren können. Die wurde dann auch angegeben – und das war haargenau jene Formulierung aus der Hessischen Beihilfeordnung, die ich in der Anfrage elf Monate zuvor als Begründung im Volltext zitiert hatte. Mit ziemlich beißender Ironie habe ich ein Gedicht verfasst, mich bei dem Referenten für seine atemberaubende Arbeitsgeschwindigkeit sowie die bahnbrechende Entdeckung „bedankt“, und diese Reime im Durchschlag auch dem Kirchenpräsidenten zugeschickt.

Der Kirchenpräsident hat mich daraufhin in einem zwei Seiten langen eng bedruckten salbungsvollen Schreiben „brüderlich, aber ernsthaft“ heftig zurechtgewiesen und mehrfach an meine eigene „Brüderlichkeit in Christo“ erinnert. Darauf zu reagieren wäre angesichts meiner Stimmung gefährlich geworden.

Als ich besagtem Kirchenpräsidenten später zufällig bei der Ehrung eines Verwandten begegnete, habe ich ihn dann doch freundlich auf die Sache angesprochen und gefragt, warum er mir als „Bruder in Christo“ nicht einfach bis zur Klärung die entgangenen Mittel geliehen habe. Das war ihm dann doch erfreulich peinlich.

Als Schulpfarrer hatte ich das Glück, zwei ganz unterschiedlichen Verwaltungsapparaten gegenüber verantwortlich zu sein. Während das für die Schulleitung manchmal recht unübersichtlich war, hatte ich schnell herausgefunden und auch von einem meiner Vorgänger gelernt, wie sich regeln ließ, in mit der Kirchenverwaltung etwa schwierigen Fällen die staatliche Schulverwaltung als zuständig anzusprechen und umgekehrt. Gerechterweise ist festzustellen, mit beiden nacheinander wirkenden Oberkirchenräten gab es im Gegensatz zu einigen Schulräten gar keine Probleme, die waren sichtlich froh, uns Exoten zu haben.

Und die katechetischen Studienleiter, drei nacheinander, waren durchweg gute Partner. Trotzdem: Letztlich wurde meine Begeisterung für unseren Beruf durch kirchenleitendes und -verwaltendes Handeln nicht gerade gesteigert. Ich glaube, ich würd's nicht wieder tun.

Kirchenvorstände: Handwerk und Tradition statt Seelsorge und Innovation

Mein Verhältnis zu meinen Partnerinnen und Partnern in den Kirchenvorständen war im Großen und Ganzen lange wunderbar störungsfrei. Als Dorfpfarrerskind waren mir die besonderen sozialen und psychologischen Mechanismen der dörflichen Gesellschaft und Familien recht vertraut. Das half.

Auch ganz einfache Dinge nützten: Der junge Pfarrer konnte Trecker fahren, war handwerklich recht begabt, half ab und an in den Gesangvereinen aus und ähnliches. Erst im Laufe der Jahre gab es doch Gesprächsbedarf über Auffassungsunterschiede. Einige mochten nicht hinnehmen, dass ich sehr viel Zeit für Einzelfallhilfen verbrauchte, häufigen Kontakt zu den gesellschaftlichen Randsiedlern pflegte, ein Netzwerk für Alkoholranke auch aus Nachbargemeinden aufbaute und unsere Geschäftsstelle des Diakonischen Werkes ordentlich unter Dampf setzte. „Gießkannenseelsorge“, sprich Jubiläums- und Geburtstagsbesuche, blieben auf der Strecke, Altenbesuche habe ich nur bei bekannt Einsamen und Kranken durchgeführt.

In den betreffenden Kirchenvorständen waren es dann immer die Mitglieder, denen die Erhaltung von Traditionen wichtig war, die mich mit dem Argument „Das war doch immer so“ unter Druck setzten. Ein zweites unfaires Argument gesellte sich dazu. Man warf mir vor, ich kümmere mich zu viel um meine Familie. Meine Idee für Besuchskreise stieß auf Unverständnis. Meine Bitte um Entlastung in der Verwaltung blieb ohne Ergebnis. Elf Jahre nach Übernahme dieser von steten



Änderungen geprägten Pfarrstelle war dann der Punkt erreicht, an dem meine Frau und ich ernsthaft über eine Trennung nachgedacht haben.

Mit professioneller Hilfe, wie zuvor berichtet, konnten wir das nicht nur vermeiden, sondern auch mit unseren Kindern gemeinsam den Beschluss fassen, dass ich mich meiner eindeutigen Neigung beugen und Schulpfarrer zu werden versuchen sollte. Nach fast fünfzehn Jahren, die ich insgesamt in Gemeindepfarrdiensten gearbeitet hatte, hat schließlich die Kirchenverwaltung, deren zuständiger Oberkirchenrat mein diesbezügliches Angebot verblüffend begeistert aufgriff, die für mich passende Stelle gefunden. Für den wachsenden Stress in den Gemeinden, in denen Pfarrpersonen von allen Seiten belastet und heftig verschlissen werden, würd' ich es nicht wieder tun.

Schätze in zwei alten Schränken und ökumenische Kooperation – die Schule

In der Verwendung als Berufsschulpfarrer im Gestellungsvertrag hatte ich dann plötzlich ein überschaubares Klientel, zu den einzelnen Personen – je Schulhalbjahr etwa dreihundert Schüler in den Unterrichtsstunden – wöchentlichen Kontakt und ordentliches Echo, weil junge Menschen sofort sagen, was schief läuft, aber auch, was ihnen von Nutzen ist. Die Arbeitszeit war mit fünfundzwanzig Unterrichtsstunden je Woche und achtzehn bis zwanzig Wochenstunden Vor- und Nachbereitung trotz der hohen Konzentrationsnotwendigkeit im laufenden Unterricht bestens organisierbar. Kommentar unserer Ältesten: „Jetzt können wir wieder Vater zu dir sagen und nicht mehr Onkel.“ Unsere Kinder alle standen nicht mehr unter der hochnotpeinlichen Dauerbeobachtung der Gemeinden. In unserem Wohndorf waren sie wie alle anderen, auch in ihren neuen Schulen.

In der Berufsschule, die nun mein Arbeitsplatz geworden war, fand ich

einen besonderen Raum für evangelischen Religionsunterricht vor; der gleichzeitige katholische Unterricht fand im jeweiligen Klassenraum statt. Das war ein unerwartetes Geschenk. Ich hatte meine Unterrichtsmaterialien zusammen, in zwei alten Schränken unglaublich viele Dinge aus dem Fundus meiner beiden Vorgänger und sogar einige eigene technische Hilfsmittel.

Außer mir unterrichtete auch noch einer der Oberstudienräte etwa mit der Hälfte seiner Wochenstunden evangelische Religion. Unsere Zusammenarbeit gelang reibungslos, der Raum war fast nahtlos ausgelastet und die äußeren Bedingungen sehr angenehm. Zuerst gab es schon die eine oder andere Schwierigkeit zwischen den Lehrenden beider Konfessionen, oft auch durch Missverständnisse geprägt. Dann gab es plötzlich ein Vollzeitpendant zu meiner Person, eine Pastoralreferentin mit sehr genauen Vorstellungen, was zu tun sei. Die in katholischer Religion teilzeitunterrichtenden Lehrer wurden dadurch stark entlastet.

Wir beide haben es mit Geduld und beiderseitigem guten Willen nicht nur geschafft, uns „zusammen zu raufen“, was gar nicht so einfach war, sondern unserem von manchen Kollegen gern belächelten Unterrichtsfach zu einem gewissen Ansehen zu verhelfen. Im gesamten Bereich dieser Arbeit entstand eine überraschende Flexibilität. Im Einvernehmen mit allen Kollegen unseres Fachbereiches konnte die Schulleitung einige Klassen planen, in denen zumindest wir beide jeweils bikonfessionell unterrichtet haben, ja sogar in der Lage waren, Mitglieder anderer Religionen aufzunehmen, die das gerne wollten. Und das waren nicht wenige.

Bikonfessionelle Ethik für alle

Formal hieß dann dieser Unterricht „Ethik“. Der Vollzug hätte, wäre er dem Bistum im Einzelnen bekannt geworden, der Kollegin sicherlich schwere Tage gemacht. Und auch unser Studienleiter nahm es zuerst mit tiefem Seufzer zur Kenntnis,



als ich es ihm erzählte. Als er aber an zwei meiner Stunden teilgenommen und ein Gespräch mit der Kollegin und mir geführt hatte, war er hellauf begeistert, auch der wenigen Abmeldungen wegen.

Meine Probleme in der Schule hatten keinen kirchlichen Nährboden. Da war das Misstrauen mehrerer Kolleg*innen, ich würde das Vertrauen meiner Schüler*innen zu ihrem Schaden missbrauchen. Natürlich hörte ich viel Kritik am Unterricht anderer, sicherlich berechnete wie unberechnete. Wo ich eine Möglichkeit sah, helfend zu moderieren, habe ich das direkt mit den betreffenden Personen versucht, oft mit Erfolg und Gewinn für beide Seiten.

Leitungspersonen hätten mich immer einmal wieder gerne ausgefragt, das ließ sich aber vermeiden. Es war schon auffällig, dass doch recht viele Lehrer*innen Ängste dieser Art hatten. Gab es da schlechte Gewissen? Umgekehrt versuchten einige, mir ordentlich „am Zeug zu flicken“, mangels echter Masse schließlich aber vergeblich. Belastend war das schon.

Organisationsmängel in der Berufsschule

Zum Anderen erwies sich als folgenreicher, dass unsere beiden altgedienten und mir durchaus wohl gesonnenen Schulleiter, Chef und Stellvertreter, innerhalb von dreißig Tagen in den wohlverdienten Ruhestand abwanderten. Die Nachfolge wurde zu einer schweren Last. Die neuen Leitungspersonen hielten Religionsunterricht für verzichtbaren Luxus. Und außerdem fand ich fast täglich in der Frühe Vertretungspläne, die nicht durchführbar waren, weil ich für Stunden, die bereits besetzt waren, Vertretungen aufgetragen bekam. Also wieder ins Büro zum Stellvertreter, wieder sein Gebrüll. „Das kann nicht sein. Sie immer mit ihrem Genörgel.“ Und dann musste er mir doch wieder Recht geben. Als selbst organisierungsfähigen Menschen gingen mir diese Organisationsmängel langsam wider die Natur. Und die Nichtachtung auch.

Ich wurde krank. Mein Internist machte sich Sorgen und riet mir, Stress zu vermeiden. Wie aber sollte das gehen unter diesen Bedingungen? Ein neu von außen hinzugekommenes unvoreingenommenes Mitglied der Schulleitung bemerkte schnell meine Not. Ich musste mich immer einmal wieder krank melden und sah wohl auch ziemlich angegriffen aus. Mit ihm gemeinsam beschloss ich dann, eine Teilzeitregelung bis zum Ruhestand oder Vergleichbares zu suchen. Was da die Kirche möglich machen konnte, wussten wir beide nicht. Freundlicherweise hatte die EKHN eine kleine Sonderaktion vorzeitiger Ruhestandsversetzungen im Gange, um aktuell jungen Kandidaten Planstellen anbieten zu können. Das war ein schier unverhofftes Geschenk auch für mich. Meine Erkrankung war dafür ernsthaft genug, lässt mich aber ohne schwere Beeinträchtigungen im Ruhestand leben.

Um in einer Berufsschule unterrichten zu dürfen, würde ich auch heute einen gangbaren Ausbildungsweg suchen, das war sicherlich mein Ding. Ob ich aber dazu ausgerechnet Theologie studieren würde und den Pfarrberuf ergreifen, habe ich doch heftige Zweifel. Ich denke, dass ich es nicht wieder tun würde.

Der Ruhestand

Die Evangelische Ruhegehaltskasse arbeitet zuverlässig und problemlos. Die nun schon eine lange Zeit eingerichtete Bearbeitung unserer Beihilfeanrechte durch das bbz ist bis auf minimale Patzer auch stets ordentlich verlaufen. Größere Fragen, die im Zusammenhang mit unseren behinderten Pflegekindern und dann der schweren Erkrankung meiner Frau natürlich außergewöhnlich häufig waren, habe ich direkt mit der kleinen aber feinen Abteilung in Darmstadt verhandelt – ebenfalls reibungslos. Probleme verursacht mir die von der EKHN vorübergehend vorgenommene Auslagerung eines Teils der Ruhestandssicherung in die Deutsche Rentenversicherung. Das ist ein schwieriges Steuerthema. Ist ja inzwischen



auch als Fehlgriff identifiziert und wieder abgeschafft worden.

Da ich als Pensionär im Bereich einer anderen Landeskirche lebe, konnte ich mich lange darüber freuen, dass mich die hiesigen Kolleg*innen kaum kannten und entsprechend in Ruhe ließen. Mit unserer Wohn-Kirchengemeinde war und ist das Leben problemlos, die beiden nacheinander zuständigen Geistlichen waren und sind uns zugetan und haben uns bei den Konfirmationen der behinderten Jugendlichen sowie unseren Todesfällen liebevoll begleitet. Jetzt, seit ich nun alleine bin und recht viel Zeit habe, nimmt der örtliche Gemeindevorstand wie auch der Pfarrer selbst gerne meine ehrenamtliche Hilfe in Anspruch.

Aber ein schon früher bekanntes Problem mit der Verwaltung der EKHN ist mir wieder begegnet. Im Oktober 2019 habe ich für einen Menschen aus meiner Bekanntschaft, der durch unglückliche Umstände aus dem Blickwinkel der Kirche gefallen ist, eine Anfrage an die Kirchenverwaltung gerichtet. Ende Juni 2020 schließlich hatten die Verwaltungsjurist*innen die Sache hilfreich durchdacht. Das Tempo ist also noch immer fast das Gleiche wie vor Jahrzehnten. Gottes Mühlen mahlen langsam, müssen das deshalb auch die Kirchenjurist*innen,

die doch eigentlich guten Willens sind? Dieser schwerfällige Verwaltungsapparat hat mich mein Leben lang in unterschiedlichsten Fragestellungen belastet, sogar schon indirekt als Pfarrerskind. Solche Erfahrungen wären sicher wichtige Gründe, es nicht wieder zu tun.

Fazit

Als ich zu studieren begann, waren mehr als ein Drittel aller Theologie Studierenden Pfarrerskinder. Die Kinder der Geistlichen meiner Generation sind heute eindeutig seltener Pfarrer geworden. Und uralte hessische Pfarrerdynastien wie Bernbeck, Clotz, Scriba, Wahl und Zentgraf sind entweder schon gar nicht mehr vertreten oder kurz davor, aus der aktiven Pfarrerschaft unserer Kirche zu verschwinden. Auch unsere sechs Kinder sind alle andere Berufswege gegangen. „So wie Mutter und du mit diesem Arbeitgeber würden wir niemals leben wollen.“

Das alles gibt zu denken. Selbst trotz mancher guter Erfahrungen in meinem erfüllten Leben als Schulpfarrer stehen auch dort einige weniger gute Erfahrungen deutlich dagegen, mich aus heutiger Sicht zum Theologiestudium zu entscheiden. So lautet mein Fazit am Ende nun doch: Ich würd's nicht wieder tun.

ZWISCHENRUF

EKD und EKHN auf gutem Grund?

von Dr. Eberhard Martin Pausch, Frankfurt am Main

Ich liebe meine evangelische Kirche. Ich habe ihr als Gemeindepfarrer, als Oberkirchenrat und als Reformationsbeauftragter gedient. Ich tue dies seit einiger Zeit als Studienleiter in der Evangelischen Akademie Frankfurt. Ich wünsche mir, dass meine evangelische Kirche eine gute Zukunft hat. Denn sie ist ein Stück Heimat für mich.

Deshalb nehme ich mit Sorge wahr, wie einige kirchenleitende Gremien (sei

es der EKD oder der EKHN) sich in jüngster Zeit die Zukunft dieser Kirche „auf gutem Grund“ vorstellen. Über den guten Grund dieser Kirche sind wir uns einig: Er heißt „Jesus Christus“ (1. Korinther 3,11) und bezeichnet diejenige Person, die ich in anderem Zusammenhang den „Hauptdarsteller Gottes“¹ genannt habe.

¹ Eberhard Martin Pausch: Jesus, Hauptdarsteller Gottes? Inszenierung als Schlüssel für einen vernunftgemäßen Glauben, Berlin 2019.



Wenn mich aber meine sorgenvolle Wahrnehmung nicht täuscht, dann gehen an wenigstens fünf Punkten kirchenleitende Überlegungen derzeit in ganz andere Richtungen, als ich dies für gut halten würde. Daher mein „Zwischenruf“. Vielleicht hat er gerade aufgrund seiner Kürze die Chance, vernommen und bedacht zu werden.

Erstens: Wir brauchen gute, ja, sehr gute Gottesdienste!

Ich plädiere daher für eine Kirche, die sich ihrem Auftrag der „Kommunikation des Evangeliums“ widmet, indem sie qualitätsvolle öffentliche Gottesdienste feiert.

Kommunikation des Evangeliums als Auftrag – das bedeutet: Kirche soll auf Jesus Christus hinweisen und zum Glauben an Gott einladen. „Öffentliche Theologie“ geschieht in der Praxis des kirchlichen Lebens in der kompetenten und liebevollen Gestaltung öffentlicher Gottesdienste – sei es in der Form von Sonntags-, Feiertags- oder Kasualgottesdiensten, sei es in analoger oder digitaler Form.² Wichtig ist, dass diese Gottesdienste öffentlich wahrnehmbar stattfinden, „erreichbar“ sind und grundsätzlich Partizipationsmöglichkeiten bieten. (Dies zu gewährleisten, war und ist unter den Pandemie-Bedingungen seit Beginn des Jahres 2020 alles andere als einfach gewesen. Es ist aber notwendig.)

Zweitens: Wir brauchen leistungsfähige Gemeinden!

Ich plädiere daher für eine Kirche mit starken, souveränen und selbstbewussten Gemeinden. Das müssen nicht Ortsgemeinden (Parochien) sein, es können auch Personal- oder Anstaltsgemeinden sein. Die Bildungsinstitution Kirche lebt aus und in ihren Gemeinden, in denen Menschen durch Gottesdienste, Seelsorge und Lebensbegleitung „gebildet“

² Eberhard Martin Pausch: „Nicht heulen, sondern feiern! Reflexionen zwischen Erik Flügge und Jürgen Habermas“, in: HPB 3 (2020), S.103-107.

werden. Gemeinden sind die „Elementarbausteine“ der Kirche.

Die für die EKHN seit mehr etwa drei Jahrzehnten typische Gliederung in Gemeinden, „mittlere Ebene“ und Gesamtkirche wurde seinerzeit proklamiert mit dem Ziel einer „Begrenzung auf drei Ebenen“³, um die Unübersichtlichkeit gewachsener Strukturen einzuhegen. In der Folge kam es zu einer Stärkung, Ausweitung und Ausdifferenzierung der mittleren Ebene, die von vielen Gemeindegliedern als Schwächung der Gemeindeebene erlebt und begriffen wurde. „Lust auf Gemeinde“ war wohl eine moderate Gegenbewegung dazu.

Ich hielte es für richtig, die Gemeinden deutlich zu stärken und die mittlere Ebene zurückzubauen oder sogar abzuschaffen. Die Gemeinden müssten dann freilich auch (endlich) mutig werden, in größeren Dimensionen zu denken. Zwergenhafte Mini-Gemeinden werden sicherlich nicht hinreichend leistungsfähig sein.⁴

Wenn das größere Denken gelingt, dann blieben noch starke, souveräne, selbstbewusste Gemeinden⁵ und als deren Gegenüber eine ebenfalls starke, besonnene, den Gemeinden dienliche Kirchenleitungsebene. Diese könnte man dann im Blick auf die EKD als die eigentliche

³ Die doppelte These von der Gemeinde als Elementarbaustein der Kirche und der notwendigen Begrenzung auf *drei* Ebenen von Kirche findet sich in der immer noch lesenswerten kleinen Schrift „Auftrag und Gestalt“, hg. vom *Leitenden Geistlichen Amt der EKHN*, EKHN-Dokumentation Bd. 1, Frankfurt am Main 1995, S.13.

⁴ Um anzudeuten, was ich meine: Gemeinden müssen noch mehr als bisher bereit sein, miteinander zu fusionieren oder sich mit anderen kirchlichen Institutionen „hybrid“ zusammenschließen. Konkret am Beispiel von Frankfurt am Main: Ich könnte mir denken, dass es im ganzen Stadtgebiet in naher Zukunft noch acht bis zehn evangelische Gemeinden geben sollte.

⁵ So lese ich auch die Absicht hinter dem Artikel von *Gerhard Wegner*: „Die nicht-missionarische Anstalt – Von der Kirche und ihrer Eigenresonanz“, in: HPB 4 (2020), S.140-159 vgl. dort etwa S.153. Auch Wegners Begriff der „religiösen Autorschaft“ (a.a.O., S.146, 155) hat seinen Sitz im Leben in den Gemeinden – wo sonst?



„mittlere Ebene“ definieren: Gemeinden – EKHN als „Landeskirche“ – EKD.

Drittens: Wir brauchen kompetente Pfarrer*innen.

Ich plädiere daher für eine Kirche mit einer gut ausgebildeten und selbstständig handlungsfähigen Pfarrerschaft. Pfarrer*innen sind die Personen, auf die sich Erwartungen und Vertrauen vieler Gemeindemitglieder richten. Und dies in den allermeisten Fällen in berechtigter Weise.

„Auf den Pfarrer kommt es an“, schrieb in der F.A.Z. vor einigen Jahren einmal Reinhard Bingener.⁶ Und fasste damit die Quintessenz der fünften EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft von 2014 zusammen. Denn: Wer Pfarrer*innen kennt, tritt in der Regel nicht aus der Kirche aus.⁷

Eine möglicherweise angezielte dreifache Schwächung des Pfarrerberufes durch eine drohende „Ent-Theologisierung“ dieses Berufsstandes, durch egalitäre Einbettung in Mitarbeitenden-Teams und durch die „Ordination“ von Prädikant*innen⁸ lehne ich ganz entschieden ab – ohne damit andere Berufe und Berufungen abwerten zu wollen. Gut ausgebildete Pfarrpersonen können andere Mitarbeitende der Kirche (Haupt-, Neben- und Ehrenamtliche) kompetent bilden, begleiten und fördern. Der Pfarrberuf sollte nicht geschwächt werden.

Viertens: Wir brauchen nachhaltige Finanzierungsmöglichkeiten.

Ich plädiere daher für Systemveränderungen, die die Kirche finanziell

dauerhaft sichern. Dazu schlage ich drei Schritte vor:

a) **Beendigung der Staatsleistungen für die Kirchen** im Sinne der Weimarer Reichsverfassung von 1919.⁹ Eine einmalige, leistbare Abfindung seitens des Staates könnte dieses Kapitel beenden und eine ewige „Achillesferse“ unserer Kirchen aus dem Spiel nehmen, diese damit zugleich mittelfristig liquide machen.

b) **Ersatz des Systems der Kirchensteuern durch eine umfassende Kultursteuer** für alle Bürgerinnen und Bürger nach dem italienischen Muster. Das wäre ein Manöver, das ebenso riskant wie chancenreich sein könnte.

c) **Verkauf und/oder Vermietung von zahlreichen kirchlichen Gebäuden und Liegenschaften**, vor allem Pfarr- und Gemeindehäusern sowie „Dienstwohnungen“. Im Blick auf Pfarrhäuser und Dienstwohnungen sollte nachvollziehbar sein, dass die „Pfarrhausideologie“ ein Relikt aus früheren Jahrhunderten ist, in der verlässliche Erreichbarkeit nur so gewährleistet werden konnte.

Noch weniger braucht es für die Zukunft die sog. „Gemeindehäuser“.¹⁰ Weg mit diesem Ballast der Jahrhunderte!¹¹ Gehen wir lieber hinaus in die Welt, fördern wir lebendige Menschen statt toter Gebäude und verwenden wir freiwerdende Mittel für andere Zwecke. Die

⁶ Reinhard Bingener: „Auf den Pfarrer kommt es an“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.04.2014, S.1.

⁷ Engagement und Indifferenz: Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis, hg. von der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2014, S.99.

⁸ So zu lesen in einem aktuellen Entwurfspapier der Kirchenverwaltung der EKHN für kirchenleitende Gremien aus dem Frühjahr 2020. Zur hohen Bedeutung der Pfarrerschaft vgl. dagegen wiederum Gerhard Wegner, a.a.O., S.147, 151 (u.ö.).

⁹ Vgl. Hans Michael Heinig: „Arbeitsauftrag aus Weimar“, in: <https://www.zeit.de/2020/14/kirchenstaatsleistungen-coronakrise-bundestag-saekularisation> (abgerufen am 16.08.2020).

¹⁰ Diese entstanden seit dem späten 19. Jahrhundert in Analogie zu den damals boomenden „Vereinshäusern“. Gemeinden sind aber keine Vereine – die „Vergroupung“ und „Verkreisung“ der Kirche hat letztlich auch zu ihrer „Verpuppung“ und „Vergreisung“ beigetragen.

¹¹ Ich war durchaus erstaunt, in dem bereits oben genannten Entwurfspapier für kirchenleitende Gremien aus dem Frühjahr 2020 den Satz zu finden: **„Eine Kirche, die ausdrucksstarke Gebäude saniert und Personal konzentriert (Teams) wird eine größere Strahlkraft entwickeln [...]“**. Mich hat die Reihenfolge überrascht: zuerst die Gebäude, danach das Personal? War diese Reihung nur ein Zufall?



vorhandenen Kirchengebäude haben allerdings den wohl höchsten Symbolwert (neben ihrem realen Nutzwert als Orte der Kommunikation des Evangeliums). Sie sind – wo immer möglich – zu bewahren.¹²

Fünftens: Wir brauchen die Jugend.

Ich plädiere daher dafür, in junge Menschen, in vorausschauende Personalförderung sowie in digitale Räume der Kommunikation zu investieren.

Die aus den genannten Quellen zu erschließenden finanziellen Mittel – vor allem durch den ad hoc umsetzbaren Verkauf und die Vermietung von Gebäuden und Liegenschaften – ließen sich zur Errichtung neuer digitaler Kommunikationsräume, für die Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen, im Schul- und im Konfirmandenunterricht nutzen.

¹² Ihre Nutzungsmöglichkeiten sollten durch Umbau- oder Neubaumöglichkeiten auf jeden Fall erweitert werden, sofern sie nicht ohnehin schon multifunktional verwendbar sind.

Auch die (potenzielle) Personalförderung beginnt ja bei der Jugend. Ich denke daher beispielsweise an eine Stärkung des Evangelischen Studienwerkes (Villigst e.V.), um mehr Stipendiat*innen zu fördern und somit für unsere Kirche zu interessieren und zu gewinnen. Ähnliches leistet die „Junge Akademie“ der Evangelischen Akademie Frankfurt. Könnten solche und andere Ansätze ausgebaut und noch besser miteinander verzahnt werden?

Ich komme zum Schluss: Ich liebe meine evangelische Kirche. Denn sie ist ein Stück Heimat für mich. Ich hoffe auf ihre Reformierbarkeit. Ich hoffe, dass sie den notwendigen Mut zur Veränderung aufbringt, um im Jahr 2060 auch in veränderter und kleinerer Gestalt noch ihren Auftrag erfüllen zu können: in der individualisierten und pluralisierten Gesellschaft denjenigen guten Grund (1. Korinther 3,11) zu bezeugen, auf dem nicht nur sie selbst beruht.

EMERITIKREIS MAINZ

50 Jahre Stabilität und Veränderung

von Dr. Ernst L. Fellechner, Mainz

Zwischen Diskussionen und Segen

461 Zusammenkünfte zählen die mittlerweile drei Protokollbücher des Mainzer Kreises der Ruhestandspfarrer*innen und Pfarrwitwen. Sie verzeichnen Ort, Tag, Thema und oft auch den Verlauf der Sitzungen. Die letzte Versammlung war im März 2020, bevor Corona eine Zwangspause und Abstand verordnete. Am 23. September 2020 blickt der Kreis auf sein 50jähriges Bestehen zurück.

Zu den Treffen wird immer schriftlich eingeladen, gelegentlich auch telefonisch, seit Computerzeiten auch an die über Email Erreichbaren. Die äußere Form ist über die Jahrzehnte gleich geblieben: Beginn mit einer Andacht und

gemeinsamem Lied, Kaffeetrinken mit regem Gesprächsaustausch, thematischer Vortrag durch Mitglieder des Kreises oder auswärtige Referent*innen, meist anregende Diskussion, Informationen, Schlussgebet, Lied und Segen. Man trifft sich jeweils am 2. Mittwoch im Monat von 15 bis 17 Uhr, unterbrochen von einer dreimonatigen Sommerpause.

Israel-Bilder und Zeitungsartikel

Gegründet wurde der Kreis der Pfarr-ruheständler (damals üblicherweise mit Ehefrauen) und Pfarrwitwen von Pfr. i.R. Propst Karl Trabandt und seiner Frau. Sie folgten damit einer Initiative von Pfr. i.R. Fritz Rohrbach. Die erste Zusammenkunft



fand im Wolfgang-Capito-Haus der Christuskirche Mainz statt und zählte neun Besucher*innen: Pfarrer Hickel hielt einen Lichtbildervortrag über seine Israel-Fahrt.

Die monatlichen Treffen fanden schnell größeren Zulauf mit über 40 Teilnehmenden Ende der Siebziger Jahre. Anfangs waren verschiedene Mainzer Kirchengemeinden (Luther-, Altmünster-, Johanniskirche u.a.) Gastgeberinnen. Seit 1972 wurde ständig im Gemeindesaal der Johanniskirche getagt. Bald kamen immer mehr Ruhestandspfarrer mit ihren Ehefrauen sowie Pfarrwitwen aus dem nördlichen Rheinhessen hinzu.

Häufig leitete Fritz Rohrbach die Konvente – den letzten drei Tage vor seinem Tod am 26.02.1977. Gelegentlich veröffentlichte Trabandt Zeitungsartikel über den „Seniorenkreis der rheinhessischen Pfarrfamilien“¹ oder deren Ausflugsfahrten.

Am 12.11.1980 – also nach zehn Jahren – feierten 39 Teilnehmer*innen die 100. Jubiläumszusammenkunft. Doch ab 1981 gingen die Besuchszahlen langsam zurück und erreichten immer seltener mehr als 30. Pfr. i.R. H. Walther übernahm von der Kaffeefahrt am 10.09.1985 an die Leitung des Mainzer Emeritikkreises. Am 24.02.1986 starb Pfr. i.R. Propst Karl Trabandt im Alter von 85 Jahren. Er war von 1956 bis 1967 Propst für Rheinhessen gewesen und leitete den Kreis seit seiner Gründung 1970 bis 1 ½ Jahre vor seinem Tod: insgesamt 15 Jahre lang. Mit den eingeklebten Todesanzeigen aus der Mainzer Zeitung schließt das erste Protokollbuch.

Das zweite Protokollbuch umfasst die Zeit vom 12.03.1986 bis 14.10.2009 mit den Nachmittagen Nr. 146–362. Gelegentlich wird der Seniorenkonvent vertretungsweise von Kirchenrat Oberpfr. i.R. Rudi Dienwiebel (gest. 4.9.1990) geleitet. An der Adventfeier 1991 gedachte man des Jubiläums der 200. Zusammenkunft.

Diese war übrigens die letzte, die Pfr. Walther leiten konnte. Danach erkrankte er und legte die Verantwortung nieder. Im Januar 1992 diskutierte der Kreis über die Leitungsnachfolge. Pfr. i.R. Theo Hauf hatte sich bereits kommissarisch gekümmert und war zur Übernahme bereit. Gelegentlich organisierten Pfr. i.R. W. Petri, Diakon i.R. G. Teuffel und später auch Pfr. i.R. Fr. W. Gerber die Nachmittage.

Generationswechsel

Zum 25-jährigen Jubiläum des Ruheständlerkonventes wurde im Dezember 1995 ein Adventsgottesdienst mit Abendmahl gefeiert. In der Predigt legte Kirchenpräsident i.R. H. Spengler Apk. 3, 1-6 aus: „Die Kirche ist nicht abgeschrieben“. Das Lutherjahr 1996 gab Anlass, des Reformators mit Vorträgen (z.B. über die Tischreden, das Lutherwappen, Katharina von Bora) zu gedenken.

Im Herbst 2002 verstarb die Pfarrwitwe Martha Nagel, „die von Beginn des Seniorenkreises an mit dabei war, als Letzte der damaligen Teilnehmer“. Bis Januar 2007 hat Pfr. i.R. Theo Hauf den Emeritikkreis 15 Jahre lang geleitet – genauso lange wie seinerzeit Propst Trabandt. Sein Nachfolger, Pfr. i. R. Fr. W. Gerber, führte den Kreis 7 ½ Jahre lang, praktisch bis zu seinem plötzlichen Tod, letztmalig am 8.10.2014.

Trotz guter Ideen konnte Gerber nicht verhindern, dass die Teilnehmendenzahl in den letzten Jahren auf ca. zehn sank. Die Gründe liegen sicher in der Fitness, der stärkeren Individualisierung und Mobilität der „Jungsenioren“, vielleicht auch an einer geistlichen „Verödung“ (selbst in der Pfarrerschaft) und der allgemein zu beobachtenden gesellschaftlichen Tendenz, sich für Projekte nur noch kurz- und mittelfristig zu binden. Diese Problematik trifft nicht nur kirchliche Kreise, sondern auch Vereine, Gewerkschaften, Parteien bis hin zur freiwilligen Feuerwehr. Der Emeritikkreis Mainz stand auf der Kippe!

¹ Siehe 1. Protokollbuch S. 102 und 2 andere eingeklebte Zeitungsartikel sowie Fotos



Erneuerung

In dieser Situation erklärte sich Pfr. i.R. Dr. Ernst L. Fellechner, der seit Januar 2014 regelmäßig zu den Treffen kam, im Dezember desselben Jahres bereit, die Leitung des Kreises gemeinsam mit Pfr. i.R. Dr. Gerhard Dietrich zu übernehmen. In Abstimmung mit den Teilnehmer*innen initiierte das Leitungsteam sogleich einige Änderungen:

Für die Planung wird die Januarzusammenkunft nicht mehr genutzt. Stattdessen wird am Jahresende eine komplette Planung für das neue Jahr vorgelegt, die ergänzt und verändert werden kann. Die Andachten sollen reihum gehen. Jährlich soll immer ein Ausflug angeboten werden – wie es bis 2002 (außer in den Jahren 1979, 1993 und 2000) regelmäßig der Fall war. Das Programm soll ad hoc et ad libitum durch Ausstellungsführungen etc. – auch zwischendurch – bereichert werden.

Die zwei bisherigen Gottesdienste pro Jahr werden abgeschafft, da alle Emeriti in ihren Gemeinden integriert sind. Viele halten regelmäßig Gottesdienstvertretungen; und eine solide kirchenmusikalische Begleitung kann nicht sichergestellt werden. Zudem war die Teilnehmendenzahl bei den Seniorengottesdiensten in den letzten Jahren bedrückend gering. Auch die traditionellen „besinnlichen“ Adventsfeiern soll es so nicht mehr geben.

Unternehmen und unterbrechen – Corona-Zeiten

Fester Bestandteil waren bis ins Jahr 2002 ein jährlicher Ausflug der Emeriti (mit Omnibus, später mit Kleinbussen, Bahn oder Schiff). Die Fahrten führten zu vielen rheinhessischen Zielen, in die Pfalz, den Rheingau, das Elsass, den Odenwald, den Taunus, nach Oberhessen, Frankfurt und Darmstadt. In den Jahren 2003 bis 2007 und 2010 bis 2013 wurden keine Ausflüge angeboten; 2020 fiel der geplante Ausflug wegen Corona aus. Bis zum Sommer 2020 sind insgesamt 39 dieser erlebnis- und

lehrreichen Tages- und Halbtagsfahrten verzeichnet.

Zwischendurch wurden Nachmittage für Besuche und Führungen genutzt. Die Chronik nennt insgesamt 9: Der Dom und das Dom- und Diözesanmuseum mehrmals, Gutenberg- und Landesmuseum in Mainz. In den letzten Jahren waren eine gut besuchte Führung durch die sensationellen Ausgrabungen in St. Johannis sowie durch das Kabarettarchiv im Proviantamt angesetzt.

Wegen der Ausgrabungen in St. Johannis, die auch auf die Bodenlagen unter dem Georgssaal ausgedehnt wurden, finden die Mittwochstreffen seit Oktober 2015 in der Christuskirche (Matthäussaal oder Markuszimmer) statt. Allen gastgebenden Gemeinden sei hiermit herzlich gedankt!

Nach der Leitungsübernahme durch das Team Fellechner/Gerhard haben sich erfreulicherweise die Zahlen der Teilnehmenden wieder stabilisiert: In Spitzenzeiten kommen über 20 Ruheständler*innen. Ab Ende März 2020 brachte die Corona-Pandemie mit dem angeordneten Versammlungsverbot vorläufig alle weiteren Pläne und Emeritinnachmittage zum Erliegen. Wann das nächste Convenire anberaumt werden kann, hängt von der Entwicklung der Situation ab. So war die 461. Zusammenkunft am 11.03. 2020 mit dem interessanten Referat von Dieter Thull über die „Neuanfänge der evangelischen Kirche in der Weimarer Republik“ (vgl. HPB 3-2020, S.115-132) die vorläufig letzte. Die vorliegende Geschichte des Mainzer Pfarrruheständler-Kreises hat der Verfasser für eine geplante Jubiläumsveranstaltung zum 50. Jahrestag der Gründung zusammengestellt. Wann diese indes stattfinden kann, ist so ungewiss wie das Ende der Pandemie.

Vertiefend und am Puls der Zeit – die Vorträge

Die Vortragsthemen waren so vielfältig wie die zur Verfügung stehenden Referent*innen, die Probleme der jeweiligen



Zeit, die Interessen der Teilnehmer*innen und die „Vorlieben“ der Leiter. Sie umfassten das ganze Spektrum von theologischen Themen, kulturellen, historischen, kunstgeschichtlichen, literarischen, politischen und finanzpolitischen, juristischen, unterhaltenden und erbauenden sowie Standesproblemen oder Themen des Alter(n)s. Immer wieder waren Dekane, Pröpste und ehemaligen Kirchenpräsidenten zu Gast, die aus ihrer Arbeit berichteten, Impulse setzten und aktuelle kirchenpolitische Themen zur Diskussion stellten. In den beiden Anfangsjahrzehnten dominierten Lichtbildervorträge und Reiseberichte, historisch-theologische oder „neutrale“ Themen, auch gab es Quiz- und Erzählnachmittage sowie die „erbaulichen“ Adventsfeiern. Diese Themen wurden zunehmend von aktuellen und kirchenpolitischen Problematiken abgelöst.

Neben biblisch-exegetischen Themen fanden zu allen Formen der Spezialseelsorge (wie Krankenhaus-, Altenheim-, Gefängnis-, Telefon-, Polizei-, Bundeswehr-, Blinden-, Gehörlosenseelsorge, Seelsorge an AIDS-Kranken und im Rotlichtmilieu) Vorträge statt. Die weltweite Ökumene in vielen Ländern sowie auf lokaler Ebene wurde häufig thematisiert. Mitglieder aus dem Kreis stellten eigene Publikationen vor. Die „Pfarrfrauenfrage“ bzw. „Die Situation der Frau in der Kirche“ stand 1978 und 1986 erstmals auf dem Senioren-Programm, danach öfters. 1985 holte man den Beauftragten der EKD für Naturschutzfragen Pfr. Dr. Kurt Oeser zum Thema „Kirche und Naturschutz“ nach Mainz. Zu in jüngster Zeit aktuellen Themen referierten Militärdekan a.D. Horst Scheffler „Auf dem Weg zu einer Kirche der Gerechtigkeit und des Friedens – zur evangelischen Friedensarbeit heute“ oder Pfr. i.R. Dr. Ernst Fellechner über „Reclaiming Jesus – Ein aktuelles Bekenntnis besorgter Christen*innen in den USA (2018) im Vergleich mit den Barmer Thesen (1934)“. Ein besonders lebendiger Nachmittag mit biographischem

Hintergrund war das von Pfr. i.R. Gerhard Dietrich vorgeschlagene und moderierte Thema „Prägende Studiererfahrungen“ mit Kleingruppenarbeit.

Von Kirchengeschichte bis Finanzpolitik – die Vielfalt der Themen

Die Vorreformatoren und Reformatoren sowie die pietistische Bewegung und ihre Protagonisten wurden genauso beleuchtet wie die „Geschichte des Mönchtums“ (Pfr. i.R. Dr. Ernst Fellechner) oder „Oskar Schindler“. Der regionalen Geschichte und Kirchengeschichte galt ein besonderes Augenmerk mit Themen wie „Zur evangelischen Kirchengeschichte in Mainz“ (Pfr. i.R. Wolfgang Drewello), „Mainzer Schicksalsjahre 1792/93“, „Zur Geschichte der rheinhessischen Union“ (Pfr. Tobias Kraft) oder „Anfänge der Evangelisch-theologischen Fakultät in Mainz“ (Prof. Dr. Karl Dienst).

Highlights dürften die folgenden Vorträge gewesen sein: „Alltag in der DDR“ (1980), „Als Pfarrer im Bundestag“ von OKR Horst Krockert (1982), „Staat und Kirche heute“ von Kirchenrat Buchter (1982 und öfters zum selben Thema), ein Nachmittag mit dem Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung Hermann Dexheimer (1994) sowie „Ist der Nahe Osten noch zu retten?“ mit Dr. Johannes Gerster (2006). Ein brisantes finanzpolitisches Thema stellte im Oktober 2012 Prof. Werner Zohnhöfer von der Uni Mainz vor: „Hat der Euro eine Zukunft?“

Zweimal referierte Amtsgerichtsdirektor a.D. Dr. Dr. Carl Hiller, zum einen über „Wandlungen in der Rechtsprechung“ (1977) und zum anderen über „Fragen aus dem Erbrecht“ (1989).

„Pfarrprobleme“ und praktische Altersfragen

Pfr. Dr. Siegfried Sunnus, damals Vorsitzender des hessen-nassauischen Pfarrervereins, war im März 1982 eingeladen, über „Pfarrprobleme unserer Zeit“ zu sprechen. Herr Landzettel aus



der Kirchenverwaltung in Darmstadt kam im April 2003 zum Thema „Das kirchliche Versorgungsrecht“. Über das „Ordinationsverständnis in der EKHN“ referierte OKR i.R. Prof. Dr. Karl Dienst. Beihilfefragen waren mehrere Male auf der Tagesordnung.

Wie nicht anders zu erwarten, sind bei Ruheständler*innen auch Themen des Alters präsent: Wie das ist, „Wenn man alt wird“ hatte 1978 Kirchenpräsident i.R. D. Schaller aus Speyer besprochen. Diakon Gerhard Teuffel, damals Leiter des Diakonischen Werkes Mainz, referierte im Februar 1992 über die damals noch „neue“ Pflegeversicherung, später noch öfters über Alten- und Altenpflegeheime – und wie man sich entsprechend auf diese altersbedingte Situation vorbereiten kann.

Die diversen Themen fokussieren den Wandel der Zeit, der kirchlichen Arbeit und der politischen Großwetterlage. Sie werden im Laufe von 50 Jahren politischer, aktueller, persönlicher und problembewusster.

Die große Freiheit: der (Un-)Ruhestand

Was neben den Vorträgen atmosphärisch und im Menschlichen geschieht in den Zusammenkünften, ist unendlich viel mehr als die Aufzählung der Themen. Die, die früher im aktiven Dienst funktionierten, mussten, sich konkurrierend profilieren, in den Dekanatskonferenzen neben dem informellen „small talk“, den „best-practice-tips“ und den Vertretungsangelegenheiten kaum wirklich Zeit für ein tieferes Gespräch fanden, können hier gelassen aufatmen, zuhören, nachdenken, ergänzen und nachfragen. Im Gemeinde- oder Sonderdienst definierte die Rolle die Person, und es blieb zu wenig Zeit für eigene Bedürfnisse und Hobbys.

Jetzt im Ruhestand darf man noch alles, muss aber nichts mehr! Diese großartige Freiheit des Ruhestandes, ein solches Privileg im vorletzten Lebensabschnitt, gereift durch jahrelange harte und schöne Erfahrungen, nun nicht mehr weitgehend

fremdgesteuert und durch die vielen Erwartungen und eigenen Ansprüche fast zerrissen zu sein, lässt spüren, was „selbstverantwortetes“ Leben heißt.

Ich habe die bisherige Phase meines Ruhestandes als die schönste meines Lebens außer der Studienphase erlebt. Geschenkte Zeit für Seelenhygiene und Gebet, für Familie und Beziehungen, für Schwerpunktsetzung von lange vernachlässigten Interessen – all das ist mit einem Mal möglich und lässt sich gestalten.

Für viele Ruhestandskolleg*innen aus Mainz und Umgebung ist dieser Emeritenkonvent eine solche gern besuchte Gelegenheit. Hier werden alte (versandete) Freundschaften wieder angeknüpft, gegenseitige Hilfen angeboten, wertvolle Informationen ausgetauscht und die geistige Perspektive erweitert.

Die Frauen kommen

Durch den natürlichen Lebenszyklus verjüngt sich der Kreis stetig, so ist zumindest teilweise das Auf und Ab der Teilnehmerzahlen zu erklären. Bemerkenswert ist, dass von Ende der 80er Jahre die Zahl der nachwachsenden Pfarrwitwen im Konvent kontinuierlich abnimmt. Das traditionelle Pfarrfrauenbild verändert sich; die selbständige Berufstätigkeit der Frauen nimmt zu. Nach 2000 stoßen auch Pfarrerinnen dazu, die in den Ruhestand getreten sind. Es wird noch eine Weile dauern, bis der Frauenanteil unter den Ruheständlern die 50-Prozent-Marke überschreitet wird! Damit verändern sich auch die Themen und der Umgangstil.

Wie Traditionsbildung gelingt

Wie konnte ein Ruhestandskreis 50 Jahre bestehen – bis auf Corona ohne Unterbrechung? Fünf Gründe möchte ich nennen:

Die Leitung: Immer fühlten sich Persönlichkeiten über einen längeren Zeitraum (5–15 Jahre) verpflichtet, den Kreis zu organisieren. Klare Planung, kontinuierliche



Einladungen, kluge Ideengebung und ein breites Interessenspektrum sind die notwendigen Voraussetzungen. Eine „flache Hierarchie“, Arbeit im Leitungsteam und die Programmvorschläge der Teilnehmer*innen tragen notwendig zum Gelingen bei.

Die äußere Form der Gestaltung hat sich über Jahrzehnte bewährt und sorgt so für „Wiedererkennbarkeit“.

Eine gewisse Verbindlichkeit: Für die meisten Teilnehmer*innen ist es selbstverständlich, sich im Verhinderungsfall abzumelden – erst dadurch ist eine Planungssicherheit gewährleistet.

Geselligkeit ist wichtig: Durch das Angebot einer etwa halbstündigen Gesprächsmöglichkeit bei Speis und Trank werden Kontakte geknüpft,

Informationen getauscht, gegenseitige Hilfe angeboten.

Die Vielfalt der Angebote mit einer breiten Palette von geistlichen Impulsen, Vorträgen, Ausflügen, Führungen und Hinweisen, Informationen über Neuentwicklungen in Gesellschaft und Kirche tragen zur geistigen Forderung und Förderung bei. In der Kombination verstärken sich die genannten fünf Elemente gegenseitig.

Gerade in einer Zeit der zunehmenden Beschleunigung, Individualisierung und Spezialisierung, der ständigen Veränderung und Verunsicherung in Gesellschaft und Kirche, sind Emeritkreise wie der Mainzer Stätten der Kommunikation, Perspektiverweiterung, Verlässlichkeit und „Beheimatung“.

LEBEN MIT CORONA

Das letzte Wort – eine Ermutigung

von *Oliver Albrecht, Wiesbaden*¹

I. Dieses Virus nervt nicht nur, das macht richtig was kaputt. Fast alle Menschen verlieren was: die einen ihre Gesundheit, andere ihre Arbeit. Und nicht wenige ihre Würde. Covid 19 ist kein Geschöpf Gottes. Das Virus ist ein Werk zerstörerischer Mächte, die es von Anfang an in dieser Welt gab. Gott will uns mit dem Virus auch nicht irgendetwas beibringen, Corona ist keine himmlisch-pädagogische Maßnahme, sondern einfach nur schlimm.

Was wir Menschen aber aus der Bibel lernen können: Wie wir aus etwas Schlimmen auch etwas Gutes machen können. Oder zumindest das Beste. Die Bibel ist voller Geschichten, in denen Gott seine Menschen heil und unversehrt durch schreckliche Zeiten führt.

Corona hat unsere Kirchengemeinden im Mark getroffen: keine Gemeinschaft

mehr oder nur ganz reduziert. Abstand statt Nähe, Masken statt offener Gesichter. Und für Viele das Schwerste: kein Gesang. Weil es um den Schutz der Schwachen geht, befolgen wir diese Maßnahmen alle gerne und aus Überzeugung.

Doch als wir so vereinzelt da saßen, in leeren Gemeindehäusern und Kirchen, hatten einige von uns plötzlich beinahe so etwas wie eine Vision: „Könnte es sein, dass wir ein bisschen viel mit uns alleine in unseren Gebäuden waren? Wäre es nicht sowieso gut, mal wieder an Orte zu gehen, wo wir nicht so oft sind, auf die Straßen, vor die Häuser und Heime, auf die öffentlichen Plätze und ins Internet?“ Kirche aus dem Häuschen, das wäre doch was!

Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau ist in Bewegung gekommen, am Gartenzaun, bei Anruf Andacht und auf Schafweiden, tröstliche Worte online und an der Wäscheleine, mit immer professionelleren Videos auf Youtube genauso wie in handgeschriebenen Briefen und mit

¹ Dieser Text ist die gekürzte Fassung einer Andacht auf dem Dekanatsgottesdienst Rheingau-Taunus am 6.9.2020, die Propst Oliver Albrecht dem HPB freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.



selbstgenähten Masken. Nein, Du fieses Virus: Uns bekommst Du nicht klein!

II. „Es sind verschiedene Gaben, aber es ist ein Geist“, hat Paulus einmal an die Kirchengemeinde in der griechischen Hafenstadt Korinth geschrieben. Die Idee: Wenn wir eine gemeinsame Vision haben, wenn wir aus einem Geist handeln – dann ist Verschiedenheit plötzlich keine Bedrohung mehr, keine Konkurrenz. Dann schaue ich nicht hochmütig auf die einen und neidisch auf die anderen. Dann bringe ich es über die Lippen zu sagen: „Gott sei Dank sind nicht alle Menschen so wie ich! Was für eine Bereicherung!“

In besonderer Weise gilt das in diesen Monaten nicht mehr für die verschiedenen Menschen in einer Gemeinde. Das gilt plötzlich auch für die so verschiedenen Gemeinden in unserer Kirche: „Gott sei Dank sind nicht alle Gemeinden so wie wir! Was für eine Bereicherung!“

Denn diese neue „Kirche aus dem Häuschen“ überschreitet Grenzen. Wir sind viel mehr an öffentlichen Orten, im Autokino und auf facebook. Mir geht es als Propst so: Noch nie habe ich so viel mitbekommen von unseren Gemeinden. Selbst mit meiner Trompete irgendwo auf der Straße, ein morgendlicher Gebetsgruß auf Telegramm und so viel gute Musik und kluge Worte auf Youtube. Mal auf angenehme Weise perfekt, mal in selbstverständlicher Ruhe. Mal analog, mal digital – aber immer real und wirklich. Denn das Netz ist eine Realität. Das lernen wir gerade.

Die einen können Saxofon spielen oder Harmonika, andere entdecken das Festnetz neu oder ziehen wie die ersten Apostel von Haus zu Haus, Posaunenchoräle spielen plötzlich viel öfter nicht nur in „ihrer“ Gemeinde und Technikfreaks werden gebraucht wie noch nie. „Viele Gaben – ein Geist“ – plötzlich wächst diese Kirche noch stärker zusammen. Jede Gemeinde wird gebraucht. Denn eins wird deutlich werden, spätestens im Herbst: So eine Krise wird keine Gemeinde allein bewältigen.

III. Am Anfang dachte ich ja, der Spuk ist in ein paar Wochen vorbei. Was im März ausgefallen ist, das habe ich fröhlich auf den Mai verschoben. Und am Ende der Sommerferien kamen wir dann alle in so einen Modus des behutsamen Hochfahrens.

Es ist aber klar, dass wir noch lange mit Corona werden leben müssen. Wir spüren, wie uns das so richtig verändert. Ich kann gar keine alten Tatort-Wiederholungen schauen, weil es mich verrückt macht, dass die alle die Abstandsregeln nicht einhalten.

Ich hab so eine Sehnsucht nach der guten alten Nähe. Nach dem Gesang, der uns verbindet. Kurz vor Corona hatte ich einen Gottesdienst mit fast 1000 Menschen. Am Schluss standen alle und haben gesungen: „Nun danket alle Gott“, so gewaltig, dass die Mauern bebten. Mir kommen die Tränen, wenn ich heute daran denke.

Uns Christenmenschen dürfen die Tränen kommen. Wer nicht weint, wird verrückt in diesen Zeiten. Und so wie es aussieht, werden das ja gerade so einige. Wir dürfen weinen. Aber auch hoffen und lachen. Weil es Gott ist, der uns durch diesen Schrecken führt.

Wir entdecken uns neu in diesen Zeiten. Ich bin berührt und glücklich, wie viel Gutes aus so vielen Menschen gerade ans Licht kommt. Aber manchmal auch erschrocken über unsere dunklen Seiten, auch bei mir und engsten Freunden.

Was hoffentlich bleibt, ist die Sehnsucht nach frischer Luft. Die hilft in jedem Fall und nicht nur gegen Aerosole. Vielleicht werden wir wieder mehr unterwegs sein wie Jesus und seine Jünger, wie später die Apostel und dann die irischen Wandermönche. Werden auf öffentlichen Plätzen predigen wie Paulus und Martin Luther King. Und werden Instrumente lernen müssen, mit denen man draußen lautstark den Gesang begleiten kann.

Ja, es bleibt zum Heulen. Aber einige wischen sich ab und zu die Tränen von der Wange und planen bereits ein Weihnachten, wie es noch nie eines gab. Das werden wir in Gottes Namen doch einmal sehen, wer hier das letzte Wort hat!



HINWEISE

Gesamtausschusssitzung des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck am 29. 10. 2020

Der Ort der Gesamtausschusssitzung hat sich wie folgt verändert:

**Donnerstag, den 29. Oktober 2020 von 10:00 bis ca. 13:00 Uhr
(Ende mit dem Mittagessen)
Haus Oranien Fulda, Luthersaal/Bachzimmer
Henrich-von-Bibra-Platz 14a,
36037 Fulda, Telefon: 0661-8388-335**

Das anschließende Mittagessen findet im Hotel Esperanto, Restaurant El Jardin, Esperantoplatz, 36037 Fulda, statt.

Wir bitten um Beachtung!

*Manuela Berwald,
Geschäftsstelle des Pfarrvereins EKKW*

Wohnung in Marburg-Wehrda zu vermieten

Der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck vermietet ab sofort eine Vier-Zimmer-Wohnung, EG mit ca. 78 Quadratmetern und Balkon in Marburg-Wehrda, Im Paradies 3, bevorzugt an Mitglieder des Pfarrvereins. Das Mehrfamilienhaus ist sehr gepflegt und befindet sich in einer ruhigen

Lage. Kaltmiete 477,00 Euro, zzgl. Nebenkosten von 150,00 Euro. Ein Energieausweis ist vorhanden.

Nachfragen und Bewerbungen bitte an Frau Christine Müller, Kirchenkreisamt Kirchhain-Marburg unter Telefon: 06421-16991-124 oder Email: Christine.Mueller@ekkw.de

Auf Schatzsuche im Pfarramt: Archive

von Heidrun Strippel, Schöneck

Hier meldet sich die Pfarrerin mit der Lizenz zum Wegwerfen, Ihre Untergrundbeauftragte. Ich mache freiwillig, was andere nicht mal unter Zwang und Androhung von Strafmaßnahmen tun: Ich räume auf.

Bei mir ist das genetisch bestimmt, das heißt, ich kann gar nicht anders. Ich vermute, es ist ein spätes Überbleibsel meiner Vorfahren. Die Chatten haben sich bekanntlich während der Völkerwanderung nicht bewegt. Da mussten sie wohl kompensieren, wie man im selben Haus bleiben und sich trotzdem neu fühlen kann. So wurden diese Gene auf den Weg gebracht, die in mir erhalten sind.

In mir verbinde ich den Jagdinstinkt eines Trüffelschweins mit der Hartnäckigkeit eines Frettchens. Wenn ich ahne, dass mir Fundstellen vorenthalten werden, hält mich nichts und niemand mehr auf. Da mache ich auch nicht vor verschlossenen Schränken und unerreichbaren Dachböden halt.

Wertvolle Papiere – zum Großteil überflüssig

Die Tiere mögen tot, die Staubschichten von fester Konsistenz sein, wenn ich komme, gerät alles in Bewegung. Wer es bereits zu gesundheitlicher Bedenklichkeit



gebracht hat, wird erleben, dass sich mit Handschuhen und Mundschutz zwar nicht optimal, aber doch leidlich arbeiten lässt. Und dass die ach, so wertvollen Papiere zu einem Großteil oft nur eins sind: überflüssig.

Man kann es sagen oder schreiben, so oft man will: Erleben ist das Zauberwort. Ein Archiv, das nicht regelmäßig von Überflüssigem befreit wird, mag groß und größer werden – besser wird es nicht. Es mag schon sein, dass unsere Nachfahr*innen einst über uns fluchen werden, aber sicher nicht über aufgeräumte Archive!

Wer alles aufhebt, aus Unsicherheit stapelt und heftet und dies für eine Leistung hält, möge sich Folgendes vor Augen führen: Was passiert, wenn Sie dies in Ihrem Haushalt tun? Wenn Sie alle Werbung (gern ergänzt um Textilproben, Farbkarten, Werbebroschüren) aufheben und alle Zeitungen, Briefumschläge, Wahlunterlagen, dazu private Fotos, Briefe, Bücher, Kataloge dazu packen? So schaffen Sie kein Archiv, sondern eine Altpapierdeponie. Kein Mensch wird die Zeit haben, aus Ihren Mengen von Papier die wenigen einzigartigen und besonderen Dokumente zu suchen, die es so nur bei Ihnen gibt. Sprengen oder Anzünden, anders geht es dann nicht mehr.

Was wichtig ist: unvergessliche Ordnungstage

Alle kirchlichen Archive sollen dazu dienen, Glauben und Leben zu dokumentieren und nachvollziehbar zu machen, was in welcher Zeit „los“ war. Deshalb werfe ich nicht einfach nur weg, sondern ich folge einem inneren Radar: Diesen Ort, diese Menschen gibt es nur einmal, und deshalb muss mit Gespür entschieden werden, was bleibt und was nicht.

Was aus meiner Sicht besonders ist, kann ich sagen, denn dafür habe ich schon genug gesehen. Aber an mir fremden Orten entscheide ich nicht allein. Der aktuelle Pfarrer oder die aktuelle Pfarrerin des Orts muss mitarbeiten. Nach Möglichkeit bestehe ich auch auf der Beteiligung

von Kirchenvorstandsmitgliedern und Sekretär*innen.

Wer einen dieser „Ordnungstage“ mitgemacht hat, vergisst ihn so leicht nicht. Weil hier bewusst wird, was warum wichtig ist – und was nicht. Akten müssen benutzbar und durchschaubar sein, das Archiv einer Kirchengemeinde muss bekannt sein, geordnet, verzeichnet.

Pfarrämter sind selten „in Ordnung“

Früher, als junge Pfarrerin, vor der ersten Pfarreiübergabe, da rechnete ich mit ganz normaler Arbeitsfähigkeit im Pfarramt, die ich fortsetzen soll. Ach, ich Arme! Da stand ich nun, als Einzige Ahnungslose und trotzdem Gekniffene bei der stundenlangen Übergabe, und übernahm den ersten – Entschuldigung – Saustall: Die Post eines halben Jahres wurde mir in einem Wäschekorb überreicht, die Registratur gab es dreimal und das Altarchiv war im Vorraum des Heizungsraums kurz vor dem Zerfall.

Die Schlüssel füllten eine riesige Pflanzschale, in der Weihnachtskrippe bewegte sich etwas, das kein Kind war, und die Gardinen waren aus Sparsamkeit acht Jahre vorher zum letzten Mal gewaschen worden. Ich könnte diese Litanei über mehrere Seiten fortsetzen, ohne dass es besser würde. Insgesamt fünfmal habe ich Pfarreien übernommen und keine war auch nur annähernd „in Ordnung“. Ich weiß, wovon ich rede.

Seit dem „papierlosen Büro“ horten wir Papiere

Weil das so ist, reichen Pfarrämter für meine Beschäftigung schon lange nicht mehr aus. Ich räume auch Dekanate auf und Kirchenkreisämter. Wie nachhaltig das ist, was ich mache, wurde ich gefragt. Ich überlasse die Antwort meinen Nachfahr*innen. Mein bisheriger Rekord liegt bei 25.000 kg Papier in einer Einsatzstelle. Denken Sie einfach an drei Schwerlaster mit je 7,5 Tonnen. Ich muss beherzt wegwerfen, weil bisher nur das Überflüssige nachhaltig war.



Ich arbeite leidenschaftlich gern, denn es hat etwas von Schatzsuche. Großen Wert lege ich darauf, dass akribisch alles von vor 1945 aufgehoben wird: Ich hebe Steno-Notizen auf, obwohl ich sie nicht lesen kann und bemühe mich, den nach uns Kommenden die Arbeit zu erleichtern. Ich höre mir die Klagen besorgter Kolleg*innen an und versuche, so viel Kirchengeschichte zu vermitteln, wie zum Verständnis nötig ist. Denn nur dann können Menschen selbst entscheiden, was in Zukunft mit dem vielen Papier passiert, was seit der Idee des papierlosen Büros gehortet wird.

Mich gibt es nicht einfach so, mich muss man sich verdienen – schon weil ich

eine stattliche Warteliste habe. Ich bin nicht käuflich, aber wer mich locken will, kann es mit alter Bürotechnik versuchen oder mit Stichworten wie „habe ich noch nie angeguckt“, „da ist noch so ein verschlossener Schrank“, „angeblich gibt es da noch einen Raum“ oder „früher soll es hier ein Archiv gegeben haben“. Und das Eine verspreche ich Ihnen: Wenn es etwas zu entdecken gibt, finde ich es. Bisher habe ich in jedem Ort einen Schatz gehoben. In diesem Sinn: Melden Sie sich!

*Heidrun Strippel,
Heidrun.Strippel@ekkw.de
Weimarer Straße 2,
61137 Schöneck,
Telefon: 06187-9949984*

BRIEFE DER LESENDEN

Zu Dr. Gerhard Wegner: „Die nicht-missionarische Anstalt...“ in HPB 4-2020, S.140ff.

Meint der Autor im Ernst es sei lebens- und heilsnotwendig Mitglied der (welcher?) Kirche zu sein? Haben wir von Bonhoeffer da nicht etwas anderes vernommen? Da wäre erst einmal zu klären, was das ist: „lebens- und heilsnotwendig“. Also, ich bin Mitglied und Pfarrer i.R. dieser Kirche, weil ich hier Menschen treffe, mit denen ich glauben, reden und handeln kann.

Zweitens schreibt der Autor von der Differenz von Christen und Heiden. Wer anders glaubt als ich, ist andersgläubig – und nicht ungläubig oder gar heidnisch. All unsere Götter sind Bilder und Projektionen. Keine*r hat Gott je gesehen, so das Neue Testament. Der Inhalt, nicht die Figur, macht den Unterschied. Mit Martin Luther: Wort Gottes ist, was Christum treibt, und nicht was vom Himmel gefallen ist.

Ulrich Biedert, Rüsselsheim

Zu Dr. Ulrich Oelschläger: „Auch das noch – Martin Bormanns Vorbehalte gegen Frakturschrift“ in HPB 4-2020, S. 182

An ein ebenso beredtes wie perfides Beispiel für das verlogene nationalsozialistische Denken und Handeln im Kriegsjahr 1941 erinnert Dr. Oelschläger in seinem Beitrag. Bormanns vermeintliche Begründung für die Eliminierung der im Deutschen Reich weithin gebräuchlichen Frakturschrift, sie gehe auf jüdische Wurzeln zurück, passt nahtlos in das seinerzeit gebräuchliche Schema „Die Juden sind an allem schuld“. Heute würde man die seltsam anmutende Erklärung rasch als „fake news“ entlarven. Doch damit erschließt sich nur die halbe Wahrheit dieser Maßnahme.

Der wahrscheinlichere Grund für jenen radikalen Einschnitt in das öffentliche Leben und Bewusstsein der deutschsprachigen Bevölkerung dürfte wohl eher dem Umstand geschuldet gewesen sein, dass das Ausland die Presse des Dritten Reiches aus erster Hand kaum zur Kenntnis nehmen konnte. Denn wer in England,



Frankreich oder den Vereinigten Staaten war in der Lage, deutsche Zeitungen in Frakturschrift selber zu lesen? Darauf aber legte die Reichsführung nicht erst im dritten Kriegsjahr zunehmenden Wert.

Nur wäre es schwierig gewesen, eine solche Begründung öffentlich zu machen. Im Ausland wäre lauthals gelacht worden. Und im Inland hätte wohl nur eine Minderheit Verständnis dafür aufgebracht, die

bisherige Schrift zu verlassen, um mit der „Antiqua“ die lateinischen Buchstaben verbindlich einzuführen. Also mussten - wieder einmal - „die Juden“ erhalten, um den wahren Kern dieser Maßnahme „binnen un buten“ [„drinnen und draußen“, Niederdeutsch, M.F.] zu verschleiern.

Wolfhard Düver,
35463 Fernwald-Steinbach

FÜR SIE GELESEN

James H. Cone: Kreuz und Lynchbaum. mutual blessing edition, Kiel 2019. 264 Seiten, 24 Euro. ISBN 978-3981745948.

Im Jahr 2011 veröffentlichte der schwarze Befreiungstheologe James H. Cone (1938–2018) mit *The Cross and the Lynching Tree* das Buch, das zu verfassen, wie er in der Einleitung schreibt, für ihn „die größte Herausforderung und die schmerzvollste Erfahrung [s]einer theologischen Existenz“ (25) bedeutete.

Thema des Buches ist die aus dem kollektiven Gedächtnis und der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung der USA weithin verdrängte Praxis des Lynchens – der willkürlichen Ermordung Schwarzer Menschen durch einen weißen Mob. Ihr fielen in den Jahren 1880 bis 1940, der „Lynch-Ära“, tausende Schwarze vor allem in den Südstaaten zum Opfer. Dabei wurden die noch Lebenden oder bereits zu Tode Gefolterten von Weißen an Bäumen aufgehängt, in medienwirksamen öffentlichen Inszenierungen, die dazu dienten, Exempel zu statuieren, die schwarze Bevölkerung in Angst zu versetzen und die bestehenden Unterdrückungsverhältnisse der „weißen Vorherrschaft“ (*white supremacy*), aufrechtzuerhalten.

James Cone reflektiert diese verdrängte Geschichte zunächst vor dem Hintergrund seiner eigenen Biografie. Er wuchs in einer methodistischen Familie im ländlich geprägten Bundesstaat Arkansas auf – und damit in einem paradoxen Widerspruch,

dem er sich Zeit seines Lebens nicht entziehen kann: Als Christ erlebt er sich als inspiriert durch die biblische Hoffungsbotschaft und zum Engagement für die Unterdrückten, Versklavten gerufen; als Schwarzer erfährt er sich als verohnmächtigt durch rassistische Verhältnisse, in denen schwarze Leben nichts zählen.

„Lynchen war der gewalttätige Weg weißer Gemeinschaften, Schwarze an ihre Minderwertigkeit und Machtlosigkeit zu erinnern. Schwarz zu sein, bedeutete, dass Weiße dir und den Deinen alles antun konnten, und weder du, noch irgendjemand sonst konnte etwas dagegen tun“ (35). Im Kreuzestod Jesu, wie er in den Evangelien erzählt wird, sieht James Cone einen ähnlich paradoxen Widerspruch: Das Kreuz symbolisiert beides zugleich, Gottes Todeskampf inmitten der brutalen Herrschaftsverhältnisse dieser Welt – „die Kreuzigung [war] das Lynchen des 1. Jahrhunderts“ (67) –, und Gottes Verheißung, inmitten der Gewalt erlösend und versöhnend gegenwärtig zu sein. In diesem Sinne sind Kreuz und Lynchbaum aufrüttelnd eng miteinander verbunden und legen sich in ihrer Widersprüchlichkeit gegenseitig aus. Das ist, so James Cone, der Grund dafür, warum das Kreuz in schwarzer Theologie und im Glauben Schwarzer zu einem Symbol wurde, das sie zum Überleben und zum Widerstand befähigt.

In seinem Buch spürt James Cone diese Überlebenskraft des Kreuzes in unterschiedlichen Kontexten auf, etwa in den schwarzen Liedtraditionen der Bluesmusik, der Gospels und Spirituals, deren Texte er damit ganz neu ‚ins Sprechen hört‘; in der *Civil Rights Movement* und der *Black Power*-Bewegung, die eng mit den Namen der politischen Aktivisten Martin Luther King Jr. (*1929, ermordet 1968) und Malcom X. (*1925, ermordet 1965) verbunden sind; im Aufschrei und politischen Kampf schwarzer Frauen, deren Kinder oder Partner gelyncht worden sind; in der mit ungeheurem Mut geführten Anti-Lynch-Kampagne der Journalistin und Frauenrechtlerin Ida B. Wells (1862–1931) und nicht zuletzt in den Werken schwarzer Künstler*innen wie der Schriftsteller*innen James Baldwin (1924–1987), W.E.B. Du Bois (1868–1963), Countee Cullen (1903–1946) und Lorraine Hansberry (1930–1965) sowie der Jazz-Sängerin Billie Holiday (1915–1959).

Widerstandslied zwingt zur Auseinandersetzung

Das Lied *Strange Fruit*, das ein um 1930 entstandenes Gedicht des jüdischen Autors Abel Meeropol *alias* Lewis Allen (1903–1986) vertont, nennt James Cone „das kraftvollste Widerstandslied gegen das Lynchen“ (211), mit dessen Interpretation Billie Holiday „das weiße Publikum in die Auseinandersetzung mit der Wahrheit der Gewalt weißer Vorherrschaft [zwang]“ (215). Dabei waren es, wie James Cone überraschenderweise feststellt, vor allem schwarze Kunstschaffende, die den Zusammenhang zwischen Kreuz und Lynchbaum erkannten und kreativ zum Ausdruck brachten, obwohl die meisten von ihnen „keine praktizierenden Christinnen [waren]“ (156). Dennoch ist dieser Zusammenhang der entscheidende Beweggrund für Schwarze Befreiungstheologie. Dies macht James Cone vor allem in einem langen Kapitel über Martin Luther King Jr. (117-153) deutlich.

Doch das Kreuz lässt sich nicht systematisieren, in theologischen Gedankengebäuden ‚fest-stellen‘, denn dies birgt die Gefahr einer tödlichen Spiritualisierung und Legitimierung des Leidens in sich. Darauf haben, vor allem womanistische Theologinnen, d.h. schwarze feministische Theologinnen, wie etwa Delores Williams, nachdrücklich hingewiesen (193-236). Nur im gelebten Überlebenskampf, im (gewaltfreien) Widerstand gegen Rassismus und Sexismus, im Eintreten für Befreiung und Würde wird dieser Zusammenhang erfahren. Dort ereignet sich das Wunder der Erlösung: „Gott nahm das Böse des Kreuzes und des Lynchbaumes und formte es um in die triumphierende Schönheit des Göttlichen.“ (254)

Was bedeutet dies aber für weiße christliche Theologie, für die theologischen Konzeptionen, die verfasst und herangezogen wurden, um weiße Vorherrschaft – und weitere Vorherrschaften der Einen über ‚die Anderen‘ – göttlich zu legitimieren? Da es sich um die dominanten Systeme und deren Vertreter*innen handelt, kann es sein, dass weder theologische noch politische Konsequenzen gezogen werden, auch wenn man sehr genau um die Schwarzen durch Weiße angetane Gewalt weiß.

Niebuhrs blinder Fleck: Segregation

James Cone zeigt dies in seiner ausführlichen und äußerst kritischen Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk des Sozialethikers Reinhold Niebuhr (1892–1971) auf den Seiten 67-116. Er schätzte Niebuhr, der wie er selbst jahrzehntelang Professor am Union Theological Seminary in New York war – und bescheinigt ihm doch eine Art „Gewissensdefekt“: Obwohl in seinem Werk das Kreuz eine zentrale Rolle spielte, versagt Niebuhr darin, „das Kreuz und dessen überaus lebendige Wiederkehr zu seiner Zeit in Zusammenhang zu bringen“ (69). Niebuhr schrieb vier Bücher über amerikanische Geschichte, ohne die Thematik der Segregation substantiell zu behandeln (99).



Wenn aber – und das ist eines der Herzensanliegen von James Cone – weiße Theolog*innen sich den Erfahrungen Schwarzer zuwenden würden, um zu verstehen, was das Kreuz bedeutet, müssten sie sich radikal herausfordern lassen: zu einer Theologie, die das eigene Eingebundensein in die Geschichte rassistischer Gewalt offen legt und die den Widerstandsbewegungen derer dient, deren Stimmen sie ‚traditionell‘ unhörbar gemacht hat.

Die Rettung der Menschheit, „offenbart im Kreuz des verurteilten Kriminellen Jesus [...] ist nur erhältlich durch unsere Solidarität mit den gekreuzigten Menschen in unserer Mitte. Glaube, der aus dem Skandal des Kreuzes erwächst, ist kein Glaube jedweder Intellektuellen und Eliten. Dies ist der Glaube missbrauchter und skandalisierter Menschen – der Verlierer*innen, der am Boden Liegenden, der Ausgestoßenen. Es ist der Glaube, der Schwarzen Kraft und Mut gab, ‚weiterzumachen, weiterzumachen‘.“ (248)

Es ist wichtig, dass dieses Buch nun auch auf Deutsch vorliegt. Ursula Sieg übersetzte das ‚Lebenswerk‘ von James Cone, unterstützt von Yvonne Fischer, aus dem Englischen, veröffentlichte es in ihrem kleinen Verlag und machte es damit einem breiteren Leser*innenkreis zugänglich. Das Buch gibt viel zu denken und zu lernen, indem es ganz unterschiedliche widerständige Lebensgeschichten beleuchtet und die Texte zum Teil sehr bekannter Gospels und Spirituals im Zusammenhang des Überlebenskampfes schwarzer Christ*innen verstehbar macht. Es ermöglicht uns, das „Wort vom Kreuz“ (1. Kor 1,18) neu zu hören angesichts einer politisch-gesellschaftlichen Situation, in der durch rechte Gewalt wie in Halle und Hanau, durch Abschottung vor Geflüchteten, durch *racial policing* oder durch *hate speeches* nicht nur in digitalen Räumen tagtäglich neue Kreuze aufgerichtet werden.

Ruth Poser, Sankt Goarshausen

Michael Heymel, Das Johannes-evangelium heute lesen, Theologischer Verlag Zürich 2020, 176 Seiten, 14,90 Euro. ISBN 978-3-290-18302-8

Wie kann man dem wachsenden biblischen Analphabetismus wehren und durch gute und handliche Information dergestalt die Neugier wecken, dass sie zur lesenden Entdeckerfreude führt? Dieser aktuellen und elementaren Ausgangsfrage stellt sich Michael Heymel und präsentiert hier seine zweite Lesehilfe eines biblischen Buches, nachdem er schon 2018 in derselben Reihe des TVZ im doppelten Sinne sehr lesefreundlich zur Lektüre der Johannesoffenbarung einlud.

In seiner Herangehensweise an die Stofffülle des Johannesevangeliums, seine Wirkungsgeschichte und besonders die Vielzahl theologischer Hypothesen und Deutungen der letzten 200 Jahre gelingt Heymel eine souveräne und konzentrierende Bändigung. Die geweckte Lesefreude verliert sich nicht in den Untiefen theologischer Vermutungen, sondern wie ein erfahrener Lotse leitet er ihr Schiff des Verstehens sicher durch die diversen Engstellen und Riffe hindurch.

In der Einleitung klärt Heymel sein Verständnis des Johannesevangeliums mit der These: Das Johannesevangelium hat die Situation der johanneischen Gemeinde vor Augen, die erlebte, wie sie vom pharisäischen Judentum aus der Synagoge ausgeschlossen wurde. Es will aus der Sicht Beteiligten für Beteiligte zeigen, was durch Jesus Christus und in der Begegnung mit ihm geschieht. Die Geschichte Jesu wird als aktuelles Geschehen erzählt.

Dieses „reflektierende Erzählen“ knüpft bewusst an Israels Befreiungsgeschichte des Exodus aus Ägypten (Exodus 12 bis 15) an. Wie dort, so soll jede Generation neu diese grundlegende Erfahrung der Rettung und Befreiung in Jesus Christus miterleben. Johannes erzählt sein Evangelium als „Drama in Dialogen“, in denen die Personen sprechen und handeln.



Nach dem Prolog entfaltet sich das Evangelium in sieben Akten mit abschließendem Epilog. Das Evangelium wird in seiner Ganzheit – gewiss nicht spannungsfrei – als literarische Einheit verstanden.

Heymel bettet seine Lesehilfe ein in die Rezeption in Kunst und Musik und schafft damit sympathisch vieldimensionale Zugänge: Sei es nun Grünewalds Isenheimer Alter mit seinem „hässlichen Christus“ am Kreuz, den Johannes der Täufer als das wahre Passahlamm verkündet oder seien es in der Musik die großen Johannespassionen von Schütz, Bach und Telemann. Wie sehr können auch diese Zugänge des Schauens – dazu gehört auch die den Text strukturierende Gestaltung des Evangelistenbildes – und Hörens die Neugier wecken und zur Lesehilfe werden.

Die reiche Wirkungsgeschichte profiliert Heymel mit markanten Informationen: Johannes und sein Evangelium sind im östlichen Christentum sehr wertgeschätzt. Er gilt als „der Theologe“, und nicht umsonst ist der majestätische Adler sein Symbol. Seine Wirkungsstätte ist Ephesus, (die Johannesoffenbarung hat er als Verbannter auf Patmos geschrieben), wo im 4. Jahrhundert als Ausdruck seiner Verehrung über seinem Grab die Johanneskirche errichtet wurde.

Evangelium des Busenfreundes Jesu ...

Auch Luther schätzte das Johannesevangelium und nannte es das „rechte Hauptevangelium“ und seinen Autor den „höchsten Evangelisten“. Für Calvin war das vierte Evangelium sogar der Schlüssel zum Verständnis der übrigen.

Bei den Vertretern des deutschen Idealismus stand das Johannesevangelium ebenfalls hoch im Kurs, weniger wegen seiner klaren Christologie, sondern weil es in einzigartiger Weise als religionsphilosophisch und spekulativ-pantheistisch anschlussfähig erschien. Diese Spur lässt sich bis zur Anthroposophie Rudolf Steiners verfolgen.

Originell ist der Hinweis Heymels, dass Schleiermacher das Johannesevangelium für das älteste und wertvollste hielt, weil es die reine Wahrheit des Lebens Jesu – frei von allen Trübungen – enthalte, die nur ein „Busenfreund“ und Augenzeuge Christi habe mitteilen können.

Die Linie der existenziellen Philosophie, die von Kierkegaard zu Bultmann führt, arbeitete gerade im Johannesevangelium das Paradox des Glaubens heraus, der in die Entscheidung ruft und nur so den Gottessohn erkennt, der gerade in der Niedrigkeit den himmlischen Vater verherrlicht.

Nicht unerwähnt sei in der reichen Wirkungsgeschichte des vierten Evangeliums die Handschrift Karl Barths in den beiden christuszentrierten Vorsprüchen der grundlegenden 1. These des Barmer Bekenntnisses nämlich Johannes 14, 6 und Johannes 10, 1 + 9.

... oder antijüdischer Text?

Bei den Problemen der Auslegung widmet sich Heymel dem folgeschweren Missverständnis der heidenchristlichen Kirche: Sie hat durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder das Johannesevangelium als antijüdischen Text gelesen und dabei seine besonders in Topographie, Festkalender und Heilsgeschichte zutiefst jüdische Prägung unterschlagen. Einleuchtend beschreibt er, wie nach dem Ausschluss der johanneischen Gemeinde aus der Synagoge die polemische Tonlage im Evangelium ein innerjüdisches Streitgespräch ist: über die eigene Legitimität und die Frage, wer der Messias sei.

Außerdem wirft Heymel ein besonderes Schlaglicht auf die wichtige Rolle der Frauen bei Johannes: Die Mutter Jesu, die Samaritanerin, Maria und Marta und Maria Magdalena, die erste Zeugin des Auferstandenen.

Heymels Begabung zur pointierten Nacherzählung bewährt sich im Gang durch die 21 Kapitel des Evangeliums, den er unter die Überschrift stellt: „Hinführung zum Glauben an Jesus“. So wird



der Weg durchs Johannesevangelium zu einem spannenden Glaubenskurs, der mit Freude zur Lektüre des biblischen Textes selbst anleitet.

Dabei hat der Prolog eine besondere Stellung: Er ist Einführung, theologische Grundlegung des Evangeliums und Leseanweisung für den Gesamttext. Heymels Nacherzählung bringt brillant die kraftvolle Dynamik des Evangeliums selbst zum Vorschein: in den sieben Zeichen der Herrlichkeit, in den Begegnungen, in den Selbstoffenbarungen der Ich-Bin Worte, in den Szenen der Passion und in der Auferstehung.

Wenn das keine Steilvorlage zum Eigenstudium des Johannesevangeliums ist! Dies kann alleine geschehen, auch bewusst als Re-Lektüre mit Neuentdeckungen; es kann im Hauskreis oder im Gemeindeforum oder eben auch als Glaubenskurs geschehen. „Alles liegt Johannes daran, dass die, die sein Evangelium lesen und hören, die Stimme des Gottessohnes vernehmen. Denn wer immer sein Wort hört, hört wahrhaft Jesus Christus und in ihm Gott, den Vater, der ihn gesandt hat.“

Burkard Hotz, Wiesloch



Georg Magirius (Hg.): Stille erfahren. Impulse für Meditation und Gottesdienst. Herder Verlag, Freiburg 2019. 128 Seiten für 18 Euro. ISBN: 978-3-451-34996-6

Ein lautloses Phänomen macht von sich Reden: Die Stille. Es gehört zum gesellschaftlichen Konsens westlicher Nationen, dass sie uns zunehmend verloren gegangen ist. In allen Religionen, auch in der christlichen, wird dagegen angekämpft, und vieles, was hier (post)modern aufgetischt wird, offenbart sich als Rückgriff auf Praktiken aus vergangenen Jahrhunderten.

Früher hatte die Stille freilich noch eine ganz andere Bedeutung: Beim Beten werden wir still; wir meditieren um die innere Mitte zu finden; wir ziehen uns

einzelnd oder in Gruppen zurück. Mitunter nennen wir es „retreat“. Selbst beim Pilgern – Martin Luther aufs Ärgste verhasst – wird gerne geschwiegen, wird die Stille genossen. Ganz Harte wagen es und schalten ihr Smartphone auch tagsüber aus – vielleicht als eine Übung in der Fastenzeit: Stille, das ganz Andere.

Vor diesem Hintergrund sind die Erwartungen groß, wenn man ein Buch aufschlägt mit dem Titel „Stille erfahren – Impulse für Meditation und Gottesdienst“. Doch offenbar ist dies ein Arbeitstitel gewesen, dem die äußerst bunt gemischten Beiträge keine Rechnung tragen. Wer erwartet, hier für die liturgische Praxis oder die Gestaltung der eigenen „Stillen Zeit“ hilfreiche Tipps oder starke Leitgedanken zu erhalten, wird enttäuscht. Ehrlicher ist da schon der Klappentext, in dem es heißt: „Bekannte Autorinnen und Autoren erzählen in diesem Buch von ihren Stille-Erfahrungen – beim Rückenschwimmen im Regen, bei der (Nicht-)Besteigung des Kilimandscharo ... mal zart, mal sachlich, mal verspielt, aber nie belehrend.“

In eben dieser Weise dürfen die Lesenden Amet Bick lauschen, wie sie von ihrem Ausflug mit der Regionalbahn aufs Land erzählt: von ihrem blauen Kissen zur Meditation in ihrem Zimmer in Berlin, von ihrem gelegentlichen Versuch, im Kloster zu schweigen.

Nur lose verbunden erscheinen die als „Kleine Übungen“ überschriebenen meditativen Verse von Manuela Fuelle: bildreiche und charmante Poesie, mit der sie punktuell über das Leben, den Klang und die Stille im Besonderen und im Allgemeinen nachdenkt.

Fragezeichen provoziert der Brief- und E-Mail-Wechsel zwischen Arnold Stadler und Georg Magirius, dem Herausgeber des Büchleins, in dem jener auskunftreich zur Darstellung bringt, warum er keinen Beitrag, keinen „Text für ein Buch zur Stille“ schreiben werde. Dass er letztlich einen nicht abgeschickten – in der Stille versunkenen? – seiner Briefe zur Veröffentlichung freigegeben hat, gehört



zu den erfreulicheren Skurrilitäten des Bandes, bietet Stadler doch auch das eine oder andere Zitat aus der größeren Literatur, wie etwa Martin Walsers Einsicht: „Kann man mehr tun als in der Sonne sitzen und hören, wie der Zug vorbeifährt und eine Stille zurücklässt, die es vorher nicht gegeben hat?“ (S. 77, Walsers Buch „Spätdienst“, Reinbeck 2018 entnommen)

Den Texten ist zu wünschen, dass Lesende ihnen Anregungen entnehmen können, die sie inspirieren für ihre liturgische Arbeit, ihre persönliche Suche nach Stille, für die Kunst des Seins an sich. Oder auch nicht: Schließlich ist Stille, so stellt der Herausgeber es dar, ein geistlicher Wert als Ausdruck von Zweckfreiheit. Wie könnte man dann ein Buch über die Stille nach seiner Leistungsfähigkeit beurteilen?

Das Freibad, anhand dessen er seinen persönlichen Zugang zur Stille beschreibt, ist dem Rezensenten bestens bekannt. Es „liefert nichts... Es dient überwiegend dem Nichts, weil es von September bis April zu jenen Orten zählt, die ertraglos sind...“ Hier sind die Gäste „für die effektivitätsverrückte Welt nicht mehr zu sprechen.“ (S. 21f.) In diesem Sinne gilt vielleicht auch für dieses Buch – und das ist ja nicht das Schlechteste –, wie für Vieles, die Erkenntnis Martin Walsers: Wie schön, wenn es vorbei ist und eine Stille bleibt, die es vorher nicht gegeben hat.

Ingo Schütz, Bad Vilbel



Ralph Kunz: Pilgern – Glauben auf dem Weg. Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2019. 270 Seiten, 20,00 Euro. ISBN 978-3-374-05800-6

Pilgern ist Beten mit den Füßen. Wer allerdings eine praktische Anleitung zu dieser durchaus körperlichen Art des Gebets erwartet, wird enttäuscht. Ralph Kunz, Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich, gibt vielmehr einen profunden Überblick über die gängigen theologischen Konzepte

des Pilgerns im evangelischen Raum. Zuvor werden Begriffe, Methoden und Pilgertypen geklärt, biblische Leitbilder aufgezeigt und Fragen von Heiligung, Heilung und Heil besprochen. Gibt es beispielsweise so etwas wie „unheilige Orte“ als Ziel der Pilgerreise?

Im Anschluss werden die pilgertheologischen Ansätze von Detlev Linau (Religion auf Reisen) und Walter Nigg (Des Pilgers Wiederkehr) sowie eine schöpfungstheologische Deutung von Roger Jensen vorgestellt. Hiervon ausgehend beschreibt der Verfasser die Pilgerbewegung als „Beweggrund, die evangelische Ortsgemeinde zu befragen: Nicht, wo sie steht und wie sie weiterhin bestehen kann, sondern wie sie wieder in Gang kommt, wie sie entsteht und wohin sie sich bewegt.“

In diesem Zusammenhang greift er Karl Barths Versöhnungslehre auf: Während Jesus Christus den Glauben auf die Füße stelle, mache der Heilige Geist ihm Beine. Im Pilgergang erfahre der Mensch die besondere Ausrichtung der christlichen Existenz, die am besten mit dem Begriff der „Hoffnung“ umschrieben werde.

Ausgehend von Barths christologisch konzentrierter und pneumatologisch konturierter Ekklesiologie sieht Kunz durch die Wiederentdeckung des spirituellen Wanderns die kirchliche Behaglichkeit gestört. Er versteht die Pilgertheologie als eine Perspektive, „die christliche Existenz in einer bestimmten Weise neu in den Blick nimmt: als gegenläufige und vorläufige Lebensform des Glaubens.“ Gegenläufig insofern, als Gott uns schon immer entgegenkommt, und vorläufig in dem Sinn, dass der Pilgergang als Metapher für den Lebensweg immer auch eine Metapher für das Lebensende ist – mit einem Blick darauf, was danach kommt.

Die Quintessenz jedoch findet sich bereits im Vorwort: „Dass Jesus der erste Pilger ist, der Pilger, der dort gar nicht gut angekommen ist, wo man ihn erwartet hat, der Pilger, der uns entgegenwandert, um ganz unerwartet bei uns



anzukommen, derselbe gestern, heute und in Ewigkeit.“

Pilgern als Metapher für eine christliche Existenz bedeutet dann nichts anderes als ein Leben in der Nachfolge Jesu: „Wer sich aufmacht, Gott zu suchen, hat schon mit Gott angefangen.“ Kann Pilgern so verstanden eine evangelische Praktik sein? Kunz bejaht das. Auch wenn er dabei so manchen Umweg nimmt.

Werner Böck, Steinbach im Taunus



Hubert Wolf: Zölibat – 16 Thesen.

C.H.Beck-Verlag, München, 2019. 190 Seiten, 14,95 Euro (als E-book 10,99 Euro). ISBN 978-3-406-74185-2.

Eine Streitschrift wird uns von dem Priester und renommierten Kirchenhistoriker aus Münster vorgelegt. Sie hat es in sich. Sie mündet in These 16: „Das alte System ist am Ende. Die Abschaffung des Zölibats als Instrument des Machterhalts muss Teil einer grundlegenden Reform des hierarchisch klerikalen Systems sein.“

Die Thesen kommen als „Weckruf“ ins Land und sind eine klare Kursbestimmung für das römische Kirchenschiff, das gegenwärtig in „schwerer See“ zu kämpfen hat. Eine Welle nach der anderen schlägt über das Schiff hinweg (um im Bilde zu bleiben) und spült so manche lieb gewordenen Aufbauten dieses großen Dampfers fort. These 1: „Das Tabu ist gefallen. Priestermangel und Missbrauchsvorwürfe zwingen den Vatikan, über den Zölibat zu reden.“

Als evangelische Brüder und Schwestern können wir darüber nicht froh sein und sollten keinesfalls schadenfreudig zusehen. Haben wir doch in unseren eigenen Reihen viele Anfragen an eine zeitgemäße Pfarramts- und Gemeindearbeit. Unser Beitrag könnte eher darin bestehen, mit großer Aufmerksamkeit diese Auseinandersetzungen zu verfolgen. Denn sie gehen ja an die Wurzeln dessen, was wir „Schrift“ und „Tradition“ im Christentum nennen. Sie nehmen damit einen

Rekurs auf eine Überlieferungs- und Auslegungsgeschichte, an deren Verständnis und Schwerkraft uns Evangelischen durchaus gelegen sein sollte.

In seinen Thesen räumt Hubert Wolf mit der Meinung auf, dass der Zölibat den Status eines Dogmas habe, also heilsnotwendig sei. Er könne daher „jederzeit“ aufgehoben werden. (These 13). Allerdings sei die Zölibatsgesetzgebung das Ergebnis eines recht langen Prozesses, der sich von Anfängen der frühen Kirche in „sechs Phasen“ bis zu den Festlegungen im Codex Iuris Canonici von 1917 verfestigt hat. (S.36)

Es ist spannend, dem Verfasser dabei auf den Pfaden der Kirchen-, Theologie- und Sozialgeschichte zu folgen. Er gibt so manchen Schaden in der Behandlung dieser Thematik zur Besichtigung frei. Ergebnis (These 14): „Die verpflichtende Ehelosigkeit ist ein Risikofaktor im Hinblick auf den sexuellen Missbrauch durch Priester.“

Aber warum diese Verpflichtung? Habe nicht gerade das Zweite Vatikanische Konzil (1965–67) die Lehre vom Sakrament der Ehe von der Diffamierung der Sexualität befreit, wenn es dort heißt: „Jene Akte also, durch die die Eheleute innigst und lauter eins werden, sind von sittlicher Würde...“ Von „gegenseitiger und bedingungsloser Liebe“ ist dort die Rede, durch die sich „die Gatten gegenseitig in Freude und Dankbarkeit reich machen...“. (S.113)

Das Sakrament der Ehe zu vollziehen kann heutzutage demzufolge kein „Hindernisgrund für den priesterlichen Dienst sein.“ (These 12) Daher sei eine „Güterabwägung“ (These 15) besonders jetzt in der Not des Priestermangels notwendig: Der nicht heilsnotwendige Zölibat sollte freigegeben werden für die Möglichkeit der Priesterehe! Denn wer anders denn als Priester könne für die Gemeinden die allein heilsnotwendige Eucharistie feiern? Aber wegen des Priestermangels werde sie den Gemeinden immer mehr vorenthalten.



Die Thesen von Hubert Wolf fördern noch weitere schmerzvolle Widersprüche in der katholischen Leitungsriege und ihrer Geschichte zu Tage. Allerdings verhält er sich still im Blick auf die Frage nach Möglichkeiten von Frauen im Priesteramt (zuletzt verurteilt 1994 von Papst Johannes Paul II.). Ebenso greift er im Rahmen der Hochschätzung des Ehesakraments nicht einen potentiellen Vollzug dieses Sakraments für gleichgeschlechtliche Paare auf, denen katholisch-kirchenrechtlich betrachtet, kein Amt zustehen kann.

Die streitbaren 16 Thesen geben hinreichend Stoff, um schon in der Vorbereitung des kommenden Ökumenischen Kirchtags 2021 in Frankfurt einige Kontroversen im Leben der Christenheit hilfreich in der Öffentlichkeit zu führen – voller Sachkenntnis, aber auch zielgerichtet!

*Robert Cachandt,
Rockenberg-Oppershofen*



Peter Dietrich und Maurice Meschonat: Feste aus der Vogelperspektive.

14 außergewöhnliche Flüge durch das Jahr. DVD ca. 80 Minuten, Booklet: 82 Seiten, für 19,95 Euro. Buch und Musik, ejw-Service GmbH, Stuttgart 2020. ISBN: 4260175272657.

Wie schön ist es, wenn wir auf unseren Alltag, auch den kirchlichen, ab und zu die Vogelperspektive einnehmen können: Mit etwas Abstand sieht man Zusammenhänge, die einem sonst verborgen bleiben. Die Vogelperspektive, von der Peter Dietrich und Maurice Meschonat sprechen und sprechen lassen, ist aber noch mehr: Sie ist die Perspektive ihrer Vogel-Handpuppen, die frech und fromm zugleich alles infrage stellen, was in unserer Gesellschaft an kirchlichen Festen gelebt und geliebt wird.

In 14 Szenen löchern Rosa und Rocco, Henriette und Jacques den jeweils Spielenden und entlocken ihm auf erfrischende Weise Antworten, die nicht von Lehrsätzen leben, sondern elementar zur

Darstellung bringen, was wirklich dran ist an Weihnachten & Co.

Die Szenen sind immer gleich arrangiert: Ein Puppenspieler steht mit seinem Vogel am Altar, auf dem sich Bibel, Kreuz und Kerzen befinden – und manchmal ein Gimmick, anhand dessen ein Feiertag erklärt werden kann. Die Dialoge, die sich daraus entwickeln, sind ruhig und greifen kindliche Logik auf, wodurch sich manchmal der elementare Sinn kirchlicher Feste erschließt.

Besonders schön gelingt das am Ewigkeitssonntag: Der Vogel Rosa bittet den Puppenspieler, eine Kerze für jeden seiner verstorbenen Freunde auszupusten. „Am Ende des Lebens wird dein Licht doch ausgepustet, irgendwann einfach ausgepustet!“ (S. 79) Der Puppenspieler Friedrich erläutert: „Naja, irgendwann geht unser Licht hier halt aus, aber Gott lässt unser Licht weiterleuchten, wenn wir bei ihm sind. Das glauben wir jedenfalls.“ Spricht's und zündet auf Bitten des Vogels die Kerzen eine nach der anderen wieder an.

Die Elementarisierung der theologischen Inhalte ist gelungen und bewirkt, dass Kinder unterschiedlicher Altersgruppen hervorragend anknüpfen können. Empfohlen werden die Szenen ab 6 Jahren. Die kurzen, gut fünf Minuten langen Filmchen können als Impuls einer thematischen Andacht, einem Gottesdienst mit Kindern oder auch in der Schule eingesetzt werden, wenn dann gemeinsam weiter überlegt wird, welche Erfahrungen kleine und große Menschen in ihrer eigenen Lebenswelt mit dem Thema des Feiertages gemacht haben. Neben den Klassikern Ostern, Weihnachten, Pfingsten und Erntedank werden auch der Ewigkeitssonntag, Himmelfahrt, Advent und sogar Lichtmess bedacht.

Das Puppenspiel von Peter Dietrich und Maurice Meschonat ist gut, aber aus Erwachsenenperspektive nicht mitreißend. Schnell liegt die Frage auf der Hand, ob Publikum bei den Studioaufnahmen



nicht gut getan hätte. Wer die beiden Spieler im wirklichen Leben kennt, weiß, dass sie ihre Zuschauer*innen live begeistern können. Auf der DVD ist ihr Spiel zurückhaltender. Daniel Kallauch etwa, mithin dem Top-Barden christlicher Verkündigung für Kinder, spielt in dieser Hinsicht in einer anderen Liga. Aber die Ruhe und Zurückhaltung von Dietrich und Meschonat hat Vorteile im Hinblick auf Verständlichkeit und Nachvollziehbarkeit. Der Praxistest schließlich zeigt, und das ist das Entscheidende: Kinder sind mit dem Setting vollkommen einverstanden, zufrieden und ganz bei der Sache.

Mindestens ebenso wichtig wie die Filme auf der DVD sind aber die Hinweise und Texte, die dem Booklet zu entnehmen sind. Erläuternd schreibt Natalie Ende, Referentin für Gottesdienste mit Kindern vom Zentrum Verkündigung der EKHN, in ihrem Vorwort: „Die Vogelperspektive ist eine ganz besondere. Wir Menschen können sie nicht einnehmen: Wir können nicht fliegen. Deshalb fehlt uns manchmal der Abstand zu dem, was wir an den Festtagen des Kirchenjahres feiern. Da ist es schön, wenn uns ab und an ein Vogel besucht.“ (S. 4)

Den Vögeln in den Szenen ist, wie es weiter heißt, keine Frage zu peinlich, und so eröffnen sie mit ihren Fragen neue Zugänge zum Verstehenshorizont dessen, was den Erwachsenen (oft ja nur scheinbar) selbstverständlich ist.

Das gelingt, wie Peter Dietrich in seiner Einführung darlegt, durch das Puppenspiel in hervorragender Weise. Deshalb lädt er auch ein, die Szenen in Schule und Kindergottesdienst nicht nur auf dem Bildschirm oder der Leinwand zu zeigen, sondern sie nachzuspielen. „Puppenspiel kann eine große Faszination auf das Publikum ausüben. Es kann über alle Generationsgrenzen hinweg Menschen begeistern, zum Nachdenken anregen und auf unterhaltsame Art und Weise das Evangelium kommunizieren. Die Zuschauenden werden dabei aktiv in das

Geschehen eingebunden, weil die Puppe in der Regel als ‚Anwältin/Anwalt der Hörenden‘ fungiert. So können Dinge oft schärfer auf den Punkt gebracht und Fragen gestellt werden, die sich nur selten jemand zu fragen traut, und kirchliche Selbstverständlichkeiten humorvoll hinterfragt werden.“ (S. 7)

Die zehn Grundregeln des Puppenspiels, die Dietrich formuliert (S. 12) ermöglichen es auch Laien, sich als Puppenspieler zu erproben. Wichtig ist dabei der Hinweis: „Du muss diese Technik [des Bauchredens] allerdings nicht beherrschen, um mit unseren Texten das Publikum zu erfreuen. Im Gegenteil: Manchmal ist das Bauchreden sogar ein Störfaktor, da sich sie Kinder dann mehr mit der Frage beschäftigen ‚Wer spricht hier?‘ als mit dem Stück selbst.“ (S. 6)

Die Texte der einzelnen Szenen sind vollständig abgedruckt und mit einem kurzen, einführenden Gedanken versehen. Sie mit eigenen Mitteln zur Auf-führung zu bringen, verspricht einen großen Gewinn für die jeweilige religionspädagogische Arbeit.

Wunderbar ist zuletzt, dass die Filme der DVD passwortgeschützt auch online zur Verfügung stehen. So kann man auch in Zeiten, in denen immer weniger Menschen DVD-Laufwerke an ihren Laptops haben, mit dieser DVD arbeiten und sie hilfreich einsetzen bei der Frage, was hinter unseren kirchlichen Festen steht – und bei „14 außergewöhnlichen Flügen durch das Jahr“.

Ingo Schütz, Bad Vilbel



Holger Ludwig, Peter Scherle (Hg.): Die Ausbildung für den Pfarrdienst im Wandel der Zeiten. 200 Jahre Theologisches Seminar Herborn (Herborner Beiträge, Sonderband 2). Lit Verlag, Berlin, 2019. 115 Seiten, 29,90 Euro. ISBN: 978-3-64314390-7.



In der Reformationszeit des 16. Jahrhunderts, genauer im Jahr 1584 wurde in Herborn die so genannte Hohe Schule, eine zunächst regionale kleine reformierte Universität, gegründet. Aus ihr ging 1630 Johann Heinrich Alsteds große Encyclopaedia septem tomis distincta hervor, über die Rüdiger Störkel im Sonderband 1 der Herborner Beiträge von 2018 einen instruktiven Ausstellungskatalog vorgelegt hat.

Im letzten Beitrag des hier vorzustellenden Bandes ist Peter Scherle in einem Text, der auf seine Rede beim Neujahrsempfang der Stadt Herborn anlässlich der Verleihung des Titels „Reformationsstadt“ im Rahmen des 500jährigen Reformationsjubiläums zurückgeht, auf diese Gründung eingegangen. Nach einer Zeit des Niedergangs wurde die Hohe Schule schließlich 1817 aufgehoben. Die theologische Fakultät hat man umgewandelt in ein Theologisches Seminar, dass bald über die Reformierten hinaus alle Landeskinder der Grafschaft Nassau nach dem Universitätsstudium besuchen mussten, um evangelische Pfarrer zu werden.

Den 200. Geburtstag des Theologischen Seminars hat man, wie das Vorwort der beiden Herausgeber mitteilt, am 12. August 2018 gefeiert. Zur Eröffnung sprach die stellvertretende Kirchenpräsidentin, Ulrike Scherf, ein Grußwort, dass hier nach dem Vorwort dokumentiert wird und in dem sie die Bedeutung des Seminars für die EKHN entfaltet.

Danach hielt Karl-Wilhelm Dahm, der 1967–1975 als Professor dort gewirkt hatte, bevor er für das Fach Christliche Gesellschaftswissenschaft an die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Münster wechselte, einen Vortrag über die Geschichte des Seminars, der gleich danach in diesem Jubiläumsband dokumentiert wird unter dem Titel: 200 Jahre Theologisches Seminar Herborn.

Vom selben Autor stammt ein erstmals 1971 veröffentlichter Beitrag, der hier wieder abgedruckt wird: Traditionen und

Übergänge im Predigerseminar. Überlegungen zur 150-Jahr-Feier des Theologischen Seminars Herborn (1968). Der erste Text Dahms unterscheidet fünf Phasen, die der Autor nach den Hauptströmungen charakterisiert: 1. Den gemäßigten Rationalismus der Anfangszeit; 2. Soziale Frage und weibliche Diakonie; 3. Konservative Wende, Erweckungsbewegung und Nationalprotestantismus; 4. Nationalsozialismus und Dialektische Theologie; 5. Die „68-er-Vikare“ und die empirische Wende in der Pfarrerausbildung.

Der zweite Text geht stärker auf die Kritik der Kandidat*innen ein und füllt so eine Lücke, die sonst offen geblieben wäre. Ebenfalls erneut abgedruckt ist der erstmals 1918 erschienene Beitrag des Herborner Professors und damaligen Direktors Emil Karl Wilhelm Knodt, der nun zwischen den beiden Texten Dahms steht. Er trägt jetzt die Überschrift: Gründung und Eröffnung des theologischen Seminars 1818 – Ein Einblick in die Pfarrerausbildung im 19. Jahrhundert. Ursprünglich war er zum Jubiläum der ersten 100 Jahre 1918 verfasst worden.

Holger Ludwig und Rebecca Müller führen den geschichtlichen Rückblick weiter in Richtung Gegenwart und zukünftige Perspektiven. Ihr Beitrag steht unter dem Titel: Zwischen Kirche und Gesellschaft – Die Ausbildung für den Pfarrdienst in Geschichte, Gegenwart und Zukunft.

Zum Schluss bringen sie ein weiterführendes Literaturverzeichnis. Klug ausgewählte Fotos illustrieren schön die unterschiedlichen Entwicklungsstadien. Man muss dem Theologischen Seminar Herborn zu diesem Jubiläumsband gratulieren und hoffen, dass der geschichtliche Rückblick auch als Qualitätserwartung für die Zukunft weiterhin gute Früchte bringt.

Dr. Martin Zentgraf, Darmstadt



Historischer Beleg für Intersexualität in Kirchenbuch gefunden

Menschen, die nicht eindeutig zu einem biologischen Geschlecht zugeordnet werden können, gab es schon immer. Das zeigt jetzt auch ein Fund aus einem 360 Jahre alten Taufregister aus dem Schwarzwald. Die Information des Archivs der Evangelischen Landeskirche in Württemberg druckt das HPB mit freundlicher Genehmigung von katholisch.de, dem Internetportal der katholischen Kirche in Deutschland; dort erschien diese Meldung am 22.6.2020.

In Kirchenbüchern aus dem 17. Jahrhundert ist ein Beleg für Intersexualität gefunden worden. Wie das Blog „Württembergische Kirchengeschichte Online“ berichtet, habe man einen Eintrag im Taufregister von Peterzell im Schwarzwald über ein Gemeindeglied gefunden, das zunächst unter einem weiblichen Namen und kurz darauf unter männlichem Namen eingetragen wurde.

Das Kind wurde mit dem Taufdatum Palmsonntag, 3. April 1653, aufgenommen. Eine Randbemerkung erläutert den Vorgang. Demzufolge sei „ettlich Tag nach empfangener Tauf mehr männliches alß weibliches Geschlechts gefunden worden“, so dass der Name „Anna“ durch „Hans Jacob“ ersetzt worden sei. Laut Archiv sei dies „ein seltener historischer Beleg für einen Fall von Intersexualität“.

Weitere biographische Notizen im Taufregister halten fest, dass Hans Jacob Epting unverheiratet geblieben ist, 28 Jahre lang „Heiligenpfleger“, also Verwalter des Kirchenvermögens, in der Gemeinde war und mit 70 Jahren gestorben ist. Auf der Basis dieser Quellenlage kommt das Archiv zu dem Schluss, dass Epting „ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft“ war. Anfeindungen gegen ihn seien den Protokollen nicht zu entnehmen. Die Ehelosigkeit sei nicht zwangsläufig auf seine Intersexualität zurückzuführen.

Der Begriff Intersexualität bezeichnet biologische Besonderheiten bei der Geschlechtsdifferenzierung. Intersexuelle Menschen weisen weibliche und männliche Merkmale auf. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg hat in ihr „Handbuch für Kirchengemeinderätinnen und Kirchengemeinderäte 2019“ Richtlinien für den Umgang mit intersexuellen und transidenten Menschen aufgenommen.

In der katholischen Kirche steht eine offizielle Richtlinie für den Umgang mit intersexuellen und transidenten Menschen noch aus. Die Deutsche Bischofskonferenz hatte jedoch 2017 „zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zum „Dritten Geschlecht“ erklärt: „Wenn bei einem Menschen eine eindeutige Zuordnung zu der binären Einteilung als Frau oder Mann nicht möglich ist, darf er nicht durch rechtliche Vorschriften oder gesellschaftliche Gewohnheiten dazu gezwungen werden, sich entgegen seinen eigenen Empfindungen einem Geschlecht zuzuordnen, das nicht zu ihm passt.“

(Felix Neumann)

In der EKHN gibt es seit 2018 die Handreichung „Zum Bilde Gottes geschaffen“ mit Erfahrungsberichten, theologischen Perspektiven, natur- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen, rechtlichen und praktischen Hinweisen für Gottesdienst, Unterricht und Gemeindealltag. Die im Internet zugängliche Broschüre (<https://unsere.ekhn.de/themen/umgang-mit-transsexualitaet.html>) wird bundesweit nachgefragt und ist auch ins Portugiesische übersetzt.

Unter dem Titel „Segen sein“ bietet das Zentrum Verkündigung der EKHN auf seiner Homepage seit Kurzem Liturgievorschläge zur Transition und Namensänderung an: <https://tinyurl.com/Liturgien>

(M.F.)



Editorial	186
Friedrich Engels (1820–1895) Vom Barmer Pietisten zum Dogmatiker der Revolution von <i>Dr. Eberhard Martin Pausch</i>	188
Kirchenreform „Wohin sollen wir gehen?“ – Kirche am Scheideweg von <i>Dr. Michael Heymel</i>	193
Zivilgesellschaft United4Rescue: Aus einem evangelischen Impuls wird ein Bündnis von <i>Joachim Lenz</i>	196
Pfarrberuf Würrd' ich es wieder tun? von <i>Gerhard Roos</i>	199
Zwischenruf EKD und EKHN auf gutem Grund? von <i>Dr. Eberhard Martin Pausch</i>	207
Emeritikreis Mainz 50 Jahre Stabilität und Veränderung von <i>Dr. Ernst L. Fellechner</i>	210
Leben mit Corona Das letzte Wort – eine Ermutigung von <i>Oliver Albrecht</i>	215
Hinweise	217
Briefe der Lesenden	219

Für Sie gelesen

James H. Cone: Kreuz und Lynchbaum. mutual blessing edition, Kiel 2019. 264 Seiten, 24 Euro. ISBN 978-3981745948. <i>Ruth Poser</i>	220
Michael Heymel, Das Johannesevangelium heute lesen <i>Burkard Hotz</i>	222
Georg Magirius (Hg.): Stille erfahren. Impulse für Meditation und Gottesdienst. <i>Ingo Schütz</i>	224
Ralph Kunz: Pilgern – Glauben auf dem Weg. <i>Werner Böck</i>	225
Hubert Wolf: Zölibat – 16 Thesen. <i>Robert Cachandt</i>	226
Peter Dietrich und Maurice Meschonat: Feste aus der Vogelperspektive. <i>Ingo Schütz</i>	227
Holger Ludwig, Peter Scherle (Hg.): Die Ausbildung für den Pfarrdienst im Wandel der Zeiten. 200 Jahre Theologisches Seminar Herborn <i>Dr. Martin Zentgraf</i>	228
Zum guten Schluss Historischer Beleg für Intersexualität in Kirchenbuch gefunden	230